

# DIE WELTWOCHEN



## **Mythos Engadin**

Wie ein Bündner Bergtal dank unbeirrbarem Unternehmergeist zur berühmtesten Region der Alpen aufstieg. *Von Florian Schwab*

## **2,65 Millionen US-Dollar**

Mit seinen Devisengeschäften verletzte Philipp Hildebrand das Organisationsreglement der Nationalbank. *Von Urs Paul Engeler*

## **Die Heiligen der Schweizer Kunst**

Von Bichsel bis Marthaler: Kulturschaffende unter Denkmalschutz.  
*Von Rico Bandle*



**TOYOTA**

NICHTS IST  
UNMÖGLICH

# Der neue Toyota Yaris.

Ab Fr. 16'100.– oder ab Fr. 156.– pro Monat\*



## Der Yaris in seiner 3. Generation bietet alles, was das Herz begehrt:

- Dynamisches Design, konsequent clevere Raumnutzung
- Spürbar hochwertige Interieur-Qualität
- Agiles Fahrverhalten, besonders effiziente Motoren
- Modernste Navigation wie Google™ local search

Profitieren Sie jetzt bei Ihrem Toyota Partner von sensationellen Angeboten!

# 3'000.– CASH BONUS UND 3,9% TOP-LEASING



[toyota.ch](http://toyota.ch)

\* Empfohlener Netto-Verkaufspreis nach Abzug des Cash Bonus («Nichts ist unmöglich»-Prämie), inkl. MwSt. **Yaris Terra** 1,0 VVT-i, 51 kW (69 PS), 3-Türer, Katalogpreis abzgl. Cash Bonus Fr. 16'100.–, Leasingzins Fr. 156.25.  
**Leasingkonditionen:** Effektiver Jahreszins 3,97%, Leasingzins pro Monat inkl. MwSt., Vollkaskoversicherung obligatorisch, Sonderzahlung 20%, Kautions vom Finanzierungsbetrag 5% (mindestens Fr. 1'000.–), Laufzeit 48 Monate und 10'000 km/Jahr. Weitere Berechnungsvarianten auf Anfrage. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. MultiLease, Tel. 044 495 24 95, [www.multilease.ch](http://www.multilease.ch). Diese Angebote sind gültig für Vertragsabschlüsse mit Inverkehrsetzung bis 21.04.2012 oder bis auf Widerruf; nur bei den an der Aktion teilnehmenden Toyota Partnern. **Yaris Luna** 1,4 D-4D DPF, 66 kW (90 PS), 5-Türer, Treibstoffverbrauch kombiniert 3,9 l/100 km, Ø CO<sub>2</sub>-Emission 104 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A. Ø CO<sub>2</sub>-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 159 g/km. **Abgebildetes Fahrzeug: Yaris Style** 1,33 Dual VVT-i, 73 kW (99 PS), Katalogpreis abzgl. Cash Bonus Fr. 22'400.–, Leasingzins Fr. 217.35. Inserat zeigt aufpreispflichtige Optionen.

## Intern

Florian Schwab hat grosse Teile seiner Kindheit und Jugend im Engadin verbracht. Seit der Matura am Lyceum Alpinum Zuoz kehrt er oft und gerne ins Engadin zurück, auch diesen Winter ist er mehrfach an seine alte Wirkungsstätte zurückgekehrt. Aktuelle Entwicklungen kennt unser Redaktor, er ist regelmässig im Gespräch mit Hoteliers, Einheimischen und Gästen. Er besucht jedes Jahr Veranstaltungen wie die Kamingespräche des Forums Alpinum, die er teilweise moderiert. Am letzten Wochenende wollte Schwab aber mehr herausfinden und dem Mythos Engadin auf den Grund gehen. Der Text für unsere Titelgeschichte ist



**Mythos Engadin:** Touristinnen in St. Moritz.

dann unter dem Zürcher Nebel entstanden. Kritische journalistische Distanz ist schliesslich auch für einen Engadin-Fan Pflicht. **Seite 26**

Boxsport hatte den Fotografen Eric Bachmann eigentlich nie interessiert, bis zu dem Tag, als er den grössten Boxer aller Zeiten traf. Als der Zürcher Impresario Hansruedi Jaggi Boxlegende Muhammad Ali kurz vor Weihnachten 1971 nach Zürich holte, liess er den Fotografen Bachmann wissen, dass der «Ali-Clan» im Hotel «Atlantis» wohnen werde. Dieser begegnete Ali zum ersten Mal morgens um acht Uhr in der Hotellobby. Ali kam mit kaputten Turnschuhen und durchlöchernten Trainingshosen die Treppe runter und fragte, wo er sein Lauftraining absolvieren könne. Bachmann antwortete: «Follow us», und führte den Sportler auf den Zürcher Hausberg. Beim winterlichen Lauf auf den Üetliberg fragte der Champ, ob das der höchste Berg der Welt sei, und man wusste nie so genau, ob der Boxer

Witze machte oder tatsächlich durch Unwissen glänzte. Später fuhr Bachmann mit Ali an die Langstrasse, damit der Amerikaner im Schuhhaus Schönbächler seine völlig durchnässten und kaputten Trainingsstiefel ersetzen konnte. Der Fotograf musste allerdings die Rechnung übernehmen, da Ali in seinem alten Trainingsanzug natürlich keine Schweizer Franken stecken hatte. An diesem denk-



**Mit Ali auf dem Üetliberg:** Fotograf Bachmann.

würdigen 23. Dezember 1971 machte Eric Bachmann viele Bilder, die wir in diesem Heft zum ersten Mal überhaupt zeigen. Peter Hartmann erzählt dazu die Geschichte des Kampfes gegen den Deutschen Blin, der schnell vorbei war und für den Organisator Jaggi statt in einem unternehmerischen Grossefolg mit Schulden über mehrere hunderttausend Franken endete. **Seite 42**

Robert Conquest lebt im kalifornischen Stanford. Als unsere Autorin Christine Brinck ihn besuchte, grüsste sie vom Balkon vor seinem Hauseingang eine weise blickende Plastikeule. Conquest, 95, selbst einer Eule nicht unähnlich, ist ein weiser, alter Herr, der sehr leise und verhalten wie ein Oxford-Professor spricht. Inmitten von Büchern, Kästen voller Blätter und Notizen, umgeben und umsorgt von seiner sehr hilfsbereiten, charmanten und schnellen Frau Liddy, fand das Interview für dieses Heft statt. Auch Jahrzehnte in Amerika haben den ironiebegabten, unaufgeregtten Engländer in ihm nicht zu verdecken vermocht. Seine eigene Geschichte ist so spannend wie seine immer schon herausragende Forschung zu Russland. Eigentümlicherweise ist diese Forschung im deutschsprachigen Raum längst nicht so bekannt wie im angloamerikanischen. **Seite 48**

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch  
**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
**E-Mail:** aboservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 218.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo  
**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)  
**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Paul Engeler, Urs Gehriger, Carmen Schirm-Gasser, Pierre Heumann, Andreas Kunz, Peter Keller, Christoph Landolt, Daniela Niederberger, Alex Reichmuth, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Florian Schwab, Mark van Huisseling

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Markus Gisler, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Wolfram Knorr, René Lüchinger, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Deborah Neufeld, Kurt Pelda, Pia Reinacher, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Jost Fetzler (*Leitung*), Adam Schwarz, Patrick Kull (*Assistent*)

**Layout:** Tobias Schär (*Leitung*), Silvia Ramsay

**Infografik:** Helmut Germer

**Korrektur:** Cornelia Bernegger und Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

**Geschäftsführer:** Sandro Rüeegg

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Jean-Claude Plüss (*Leitung*), Christine Lesnik (*Leitung Stilausgaben*), Marco Chini, Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Internetverkauf:** Stailamedia

**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 500 13 50, info@stailamedia.com

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

**Paperboy:** Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/paperboy





# Durch die Weiten Kanadas mit Komfort

Expertenreise für Weltwoche-Leser: Mit SF-Meteorologe Felix Blumer vom 18. August bis 3. September 2012 durch den «Wilden Westen Kanadas»

Holzfaller-Romantik, wild umtoste Strände und grandiose Bergpanoramen: Kanada – ein Land, so vielfältig wie ein Kontinent, mit pulsierenden Metropolen und einsamer Wildnis, wo sich Grizzlybär und Weisskopfscedler noch gute Nacht sagen.

Wer glaubt, Kanada sei nur ein langweiliger Abklatsch seines grossen Nachbarn, der sollte sich vom Gegenteil überzeugen lassen. Statt mit Fahrrad, Zelt und Kajak entdecken Sie Kanadas Natur im komfortablen Reisebus und schlafen in Lodges, wo Nachts ein weiches Bett auf Sie wartet. Wir nehmen Sie mit auf eine Reise von der Cowboy-Stadt Calgary durch die grossen Nationalparks Kanadas, in malerische Fischerdörfer, auf dem Icefields Parkway an riesigen Gletscherfeldern vorbei durch die legendären Rocky Mountains und zu den Wurzeln alter Indianerstämme. Auf Vancouver Island bestehen die besten Chancen, Elche, Wale und Bären zu sehen, bevor es zurück aufs Festland nach Vancouver geht. Felix Blumer, Meteorologe bei SF Meteo und Bereichsleiter bei Radio DRS, wird Sie in Nationalparks und die Rocky Mountains begleiten und dabei auch den einen oder anderen Wettermythos der Ureinwohner näher beleuchten. Er wird zeigen, dass der Himmel berechenbarer ist, als wir denken, und dass jeder mit ein wenig Hilfe eine zuverlässige Wetterprognose erstellen kann. Der «Wilde Westen Kanadas» ruft. Zwei Wochen Kanada, und Sie fühlen sich, als wären Sie mindestens ein halbes Jahr weg gewesen.

Felix Blumer arbeitet als Meteoverantwortlicher für Radio DRS und bei SF Meteo. Er begleitet die



Gruppe während sechs Tagen und hält täglich Vorträge rund um Themen wie Klima, Wetter, Meer und Eis. Er wird auch ausserhalb der Vortragsreihe für Gespräche und Fragen zur Verfügung stehen. Aus Zürich bekommt er täglich Wetterkarten zugeschickt, mit deren Hilfe die Teilnehmer lernen, das Wetter des Folgetages vorherzusagen.

## Highlights dieser Reise

- **Legendär:** Minikreuzfahrt durch die weltberühmte Inside Passage entlang der fjordartigen Insel- und Bergwelt von Kanadas Westküste – Wale beobachten aus erster Reihe!
- **Grösser, schöner, imposanter:** Banff und Jasper – zwei der berühmtesten Nationalparks Kanadas und eindruckliche Beispiele für vorbildlichen Umweltschutz, wodurch die majestätische Natur zum einmaligen Erlebnis wird.
- **Der Weg ist das Ziel:** Auf einer der schönsten Fernstrassen der Welt – dem Icefields Parkway – am Columbia Eisfeld vorbei durch die Rocky Mountains.
- **Mythos Wetter:** Kann ein See einfach verschwinden? Neben der Entstehung von Gletschern oder den Auswirkungen der Klimaerwärmung geht Felix Blumer alten Indianerlegenden auf den Grund.
- **«Konservenküste»:** Mehr als 200 Konservenfabriken siedelten einst an Kanadas Westküste, im Cannery Village blieb ein Arbeiterdorf erhalten – der beissende Geruch aus der Boomzeit der

Lachsfänger ist längst verschwunden, die harten Lebens- und Arbeitsbedingungen sind nach wie vor wahrnehmbar.

- **Auf Tuchfühlung:** Bei einer optionalen, geführten Grizzlybär-Expedition stehen die Chancen gut, dem König der Wälder ganz nahe zu kommen.
- **Perle am Pazifik:** Verlängern Sie Ihr Kanada-Abenteuer um ein paar erholsame Tage in der Stadt mit der höchsten Lebensqualität weltweit – Vancouver!

## Weltwoche-Spezialangebot

### Weltwoche-Expertenreise Kanada

Mit SF-Meteorologe Felix Blumer  
18. August–3. September 2012

#### Reisearrangement

Für Abonnenten: Fr. 8700.–  
Für Nichtabonnenten: Fr. 8900.–

#### Detailprogramm/Anmeldeformular

Weitere Informationen zur Reise finden Sie auf [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

#### Veranstalter

Reiseveranstalter ist die auf Expertenreisen spezialisierte Reiseagentur cotravel in Allschwil BL ([www.cotravel.ch](http://www.cotravel.ch)).  
Telefon: 061 308 33 00  
E-Mail: [cotravel@cotravel.ch](mailto:cotravel@cotravel.ch)

# Die Blendung

Bundesrat Burkhalter und die EU. Hildebrands Kunst. Parteipräsidenten gegen *Weltwoche*. Von Roger Köppel

Letztes Jahr verliess er als Bundesrat unverrichteter Dinge fluchtartig das Departement des Innern. Der Schritt löste auch unter Parteifreunden Kopfschütteln aus. Wie konnte es die FDP bloss zulassen, dass das mit Reformbaustellen übersäte Schlüsselressort in die Hände des geschmeidigen, aber linientreuen Etatisten Alain Berset (SP) übergeht? Kürzlich hielt der freisinnige Neu-Aussenminister Didier Burkhalter eine Pressekonferenz ab, und die Bedenken sind nicht kleiner geworden.

Darf man den Mitteilungen trauen, plant Burkhalter eine europapolitische Charme-Offensive in die falsche Richtung. Er will anhand des bilateralen Strommarkt-Abkommens der EU entgegenneilen bei ihrem Wunsch, die Schweiz möge künftig europäisches Recht dynamisch übernehmen. In der Energiepolitik soll der Weg vorgespurt werden zu einem zweiten Schengen-Abkommen, also einem Vertrag, den die andere Seite für die Schweiz verbindlich ändern kann, ohne dass die Schweiz etwas dazu zu sagen hätte. Die Schweiz stellt sich mit solchen Übereinkünften zur EU ins Verhältnis eines Satellitenstaats, eines Trabanten, einer Art Kolonie.

Der Vorgang scheint charakteristisch für das souveränitätspolitische Stehvermögen der Regierungsmehrheit, das nahe am Nullpunkt oszilliert. Die Schweizer Bundesräte, in diesem Fall Burkhalter, treten nicht mit der Absicht an, die Unabhängigkeit der Schweiz zu verteidigen, sondern sie einzubinden in einen von Brüssel gesteuerten Gesetzgebungsprozess, der die Idee und das Selbstverständnis der Schweiz unterläuft, ein Land zu sein, in dem die Bürger sich selber die Gesetze geben.

In der Fachsprache der Diplomaten ist von «Deblockierung» der bilateralen Beziehungen die Rede. Man könnte es auch Selbstpreisgabe nennen. Wer Verträge abschliesst, deren künftige Entwicklungen er nur hinnehmen, aber nicht mitbestimmen kann, wird irgendwann neue Verträge unterzeichnen, die ihn noch mehr einbinden, damit er «mitbestimmen» kann. Am Ende resultiert ein EU-Beitritt ohne Volksabstimmung. Leise Hoffnung besteht: Wie die *NZZ am Sonntag* schreibt, formiert sich in den Kantonsregierungen Widerstand.

Völlig zu Recht bemerkte die sonst sehr Hildebrandfreundliche *Financial Times*, dass sich der weltgewandte «dollar lifestyle» des



Heilsame Ernüchterung.

früheren Schweizer Notenbankpräsidenten nicht mit seinem Amt verträgt. Private Aktien- und Devisengeschäfte, egal auf wessen Konto, seien Gift für die Glaubwürdigkeit. Tatsächlich: Gute Notenbanker sind keine Blender, keine Stars, sondern graue Mäuse, Bünzli-Typen von brillanter Intelligenz, die ihr Publikum nicht durch Charisma begeistern, sondern durch Langeweile beruhigen. Ihr Metier sind Zurückhaltung und Diskretion. Sie pflegen die Eigenschaft, in der Öffentlichkeit unterschätzt zu werden.

Grosse Kommunikatoren, blendende Schauspieler sind fehl am Platz, denn jede flamboyante Geste, jedes Wort, das ein Notenbanker äussert, kann bereits ein Wort zu viel sein. Hildebrand war ein SNB-Präsident mit der Aura des Überfliegers, ein Händeschüttler und Vielredner, ein Dressman der Währungspolitik, dem überirdische Kräfte bescheinigt wurden. Seine Wirkung verdankte sich bis in die Rücktrittsreden dem sorgsam bewirtschafteten Image der Eleganz und der Grandezza, das so deutlich kontrastierte mit dem Gegenbild des unbeholfenen Hinterwäldlerschweizers, das man seinen Kritikern anheftet.

Der Politologe Hildebrand war, wie man hört, ein begnadeter Netzwerker. Seinen Mangel an währungspolitischem Expertenwissen versteckte er hinter der Selbstverständlichkeit, mit der er die Namen der anderen, weltberühmten Notenbankgouverneure fallenliess, als wären sie die engsten Freunde. Er verkörperte die Schweizer Variante des deutschen Blenderba-

rons zu Gutenberg, dem die Zeitungen und viele Deutsche in einer ungestillten Sehnsucht nach Grösse zujubelten.

Gutenberg stolperte über seine fabrizierte Doktorarbeit. Hildebrand wollte bis zum Schluss nicht einsehen, dass ein Notenbankpräsident seine Glaubwürdigkeit zerstört, wenn er private Aktien- und Devisentransaktionen tätigt, auch wenn es die eigens entschärften Reglemente angeblich erlauben sollen (was nicht stimmt). Gutenberg und Hildebrand: Beide übernahmen sie nie die volle Verantwortung für das, was ihnen vorgeworfen wird. Sie gaben kleine, nebensächliche Irrtümer zu, um von den eigentlichen Fehlern abzulenken. Der Schein bestimmt das Sein.

«Sag, dass es nicht wahr ist, Ben», flehte die *Weltwoche*, als der bewunderte, überlegene Sprint-Superstar Ben Johnson 1988 nach einem Fabelweltrekord des Dopings überführt worden war. Ähnlich klangen die Hymnen nach dem perfekt aufgeführten Theaterstück von Hildebrands Rücktritt in Bern. Es ist die Kunst des Blenders, dass ihm seine Fans auch dann noch eine Zeitlang ergeben bleiben, wenn die Verfehlungen unübersehbar geworden sind. Hildebrand schaffte innert Rekordzeit den Übersprung vom Funktionär zum Idol. Heilsame Ernüchterung setzt ein.

Sechs Parteipräsidenten, angetrieben von FDP-Nationalrat Otto Ineichen, fordern eine *Lex Weltwoche* zur Offenlegung der längst offengelegten Besitzverhältnisse bei diesem Blatt. Der Zeitpunkt verwundert. Als die *Weltwoche* durch Recherchen den SVP-Bundesratskandidaten Bruno Zuppiger vor Weihnachten zum Rückzug zwang, blieben die Parteipräsidenten stumm. Seit die *Weltwoche* die gravierenden Machenschaften Philipp Hildebrands aufdeckte, laufen die Parteipräsidenten gegen die *Weltwoche* Sturm.

Grundsätzlich sind wir gegen politische Einmischungen in die Zeitungswirtschaft. Aber wir haben keine Bedenken, offenzulegen, was wir seit Amtsantritt wiederholen: Die *Weltwoche* ist im alleinigen Eigentum des Verlegers und Chefredaktors. Es gibt keine anonymen Geldgeber oder Einflussnehmer, wie die grossen Medienhäuser zu betonen nicht müde werden, um einen erfolgreichen Konkurrenten im Markt anzuschwärzen.

Wir sind gerne bereit, die Karten auf den Tisch zu legen. Aber selbstverständlich nur, wenn die *Lex Weltwoche* für alle Zeitungs- und Medienunternehmen in der Schweiz gilt. Alle Zeitungen und Medien sollen ihre Aktionäre und Teilhaber outen, ihre Finanzierungen bekanntgeben, die Kreditbedingungen und Subventionen sowie, wo vorhanden, alle verbindlichen Abmachungen, die Einfluss haben auf die künftige Eigentümerstruktur. Wir sind überzeugt, dass da sehr aufschlussreiche Informationen ans Licht kämen.



Schillernd: Ex-SNB-Chef Hildebrand. Seite 18



Dschungelcamperin: Brigitte Nielsen. Seite 46



Im Hoch: Kandidat Romney, Gattin. Seite 36



Der Champ in Zürich: Boxer Ali, 1971. Seite 42

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Argument der Mächtigen
- 9 **Im Auge** Rem Koolhaas, Giga-Architekt
- 10 **Konsum** Unsoziale Ladenöffnungszeiten
- 11 **Personenkontrolle** Werlen, Zumthor, Semadeni, Widmer-Schlumpf, Hassler, Grunder, Rickli etc.
- 11 **Nachruf** Manuel Fraga Iribarne
- 12 **Die Deutschen** Einsammeln von Büchern
- 12 **Wirtschaft** Fataler Glaube an die Regulierung
- 13 **Ausland** Am Ende französischer Illusionen
- 14 **Mörgeli** Hansueli Raggenbass aus Seldwyla
- 14 **Bodenmann** Wegelianer schlafen unruhiger
- 15 **Medien** Alle fordern Transparenz
- 15 **Kostenkontrolle** Fr. 214 000.– für ein paar Treppenstufen
- 16 **Leserbriefe**/Darf man das?

## Hintergrund

### 18 Der letzte Weisswäscher

Bundesrat Schneider-Ammann will in der Hildebrand-Affäre alle Fehler zudecken – und wird selbst zum Problem

### 20 Sololauf in die Sackgasse

Die Fehler von Bundespräsidentin Widmer-Schlumpf

### 22 Finanzwelt Der Dollar-Lebensstil des Notenbankers

### 23 Medienschau Das Ausland berichtet kritischer

### 24 Vertuschter Schuldenberg

Die amtliche Statistik verschleierte die Rekordbelastung

### 26 Mythos Engadin

Warum das Tal die begehrteste Destination der Alpen ist

### 27 Künstler Das Engadin wirkt wie ein Magnet

### 28 Restaurants Essen wie Gott in St. Moritz

### 30 Kriminalität Manipuliert wird durch Verschweigen

### 31 Volksinitiative Mehr Ferien macht nicht glücklicher

### 32 «Europa ist eine Falle»

Ein Afrikaner warnt davor, nach Europa auszuwandern

### 34 Energiepolitik Notstrom aus Ölkraftwerk

### 35 Telekommunikation Mikrosender verringern die Strahlung

### 36 Die Mormonen

Sogar das Weisse Haus liegt in ihrer Reichweite. Worin liegt das Geheimnis ihres Erfolgs?

### 39 Medizin Schwindende Begeisterung für Managed Care

### 40 Der König der Könige

Er gehörte zu den begabtesten Fussballern der Welt. Jetzt will Eric Cantona Präsident werden

### 42 Und Ali flog über den Üetliberg

Wie der Impresario Hansruedi Jaggi 1971 den grössten Boxer aller Zeiten nach Zürich holte und die Welt es nicht merkte

### 46 Raupen zum Frühstück

Die Lust auf Promis im Dschungelcamp



«Die Russen sind Wahlbetrug gewohnt»: Historiker Conquest. Seite 48

## Autoren in dieser Ausgabe

### Christine Brinck



Die Literaturwissenschaftlerin und Buchautorin war als Journalistin für die *Süddeutsche Zeitung*, die *Zeit* und *Focus* tätig.

Für diese Ausgabe interviewte sie den britischen Dichter und Historiker Robert Conquest, der als grosser Kenner des Stalinismus und des Kommunismus gilt. Seite 48

### René Haldemann



Der Facharzt für Allgemeine Innere Medizin ist Vorstandsmitglied im Verein für freie Arztwahl. In seinem Beitrag begründet er seinen

Widerstand gegen die Managed-Care-Vorlage, die seiner Meinung nach das Vertrauensverhältnis zwischen Ärzten und Patienten bedroht. Seite 39

## Interview

### 48 «Putins alte sowjetische Masche»

Robert Conquest gilt als der grosse Kenner des Stalinismus. Der britische Dichter und Historiker über seine Zeit als junger Linksradikaler, über unbelehrbare Kommunisten und über seine Skepsis gegenüber dem aktuellen Regime von Russland

## Stil & Kultur

### 52 Stil & Kultur Bruno Bisang, Fotograf

### 54 Bestseller

### 54 Ironische Überraschung

Louis Begley lässt im Roman «Schmidts Einsicht» den 78-jährigen Wirtschaftsanwalt die Liebe nochmals erleben. Oder vielleicht zum ersten Mal

### 55 Jazz Poncho Sanchez and Terence Blanchard

### 56 Die Heiligen

Ein spezifischer Schlag von Schweizer Künstlern ist unantastbar. Sie zu kritisieren wird in der Kulturszene wie Gotteslästerung geahndet

### 58 Top 10

### 58 Kino «J. Edgar»

### 59 Fernseh-Kritik «Swiss Award»

### 60 Namen Jeanne d'Arc der Schweizer Mode

### 61 MvH Meine Lehrstunde

### 61 Gesellschaft Getrenntes Glück

### 62 Wein El Puño 2007

### 62 Die Besten Ohne Falten italienisch duften

### 63 Thiel Das Geld der anderen

### 65 Auto Range Rover Evoque Coupé Prestige SD4

### 66 Hochzeit Renata Juras und Ervin Unterlechner

## Abonnenten profitieren.



Wöchentlich ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen.

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

**DIE WELTWOCH**

# Die neue B-Klasse ab CHF 33 370.-.

Oder mit Leasing ab CHF 333.70\* pro Monat.

Der perfekte Reisebegleiter für Sie, Ihre grossen und kleinen Mitfahrer: die neue B-Klasse. Als erstes Fahrzeug seiner Klasse serienmässig mit COLLISION PREVENTION ASSIST, der Sicherheitsinnovation, die Gefahren erkennen kann und den Fahrer beim Bremsen unterstützt. Entdecken Sie den praktisch-variablen Sports Tourer jetzt bei Ihrem Mercedes-Benz Partner oder unter [www.mercedes-benz.ch/b-klasse](http://www.mercedes-benz.ch/b-klasse)

**Dauerhafte Preisreduktion  
auf die gesamte Modellpalette.**



## MERCEDES-SWISS-INTEGRAL

Das serienmässige Service- & Garantiepaket für alle Modelle – exklusiv von Mercedes-Benz Schweiz AG.  
10 Jahre Gratis-Service, 3 Jahre Vollgarantie (beides bis 100 000 km, es gilt das zuerst Erreichte).



Mercedes-Benz

# Argument der Mächtigen

Von *Philipp Gut* — Politik und staatsnahe Medien deuten die Aufdeckung der Missstände im Fall Hildebrand als «Angriff auf die Institutionen» um. Ein Fehler.



Dem Nachfolger werden dieselben Kanäle offenstehen: Abgang von Philipp Hildebrand.

Eigentlich ist der Fall klar. Selbst die glühendsten Verehrer Philipp Hildebrands können seine Verfehlungen nicht rechtfertigen. Im Ernst mag niemand behaupten, ein Notenbank-Präsident dürfe parallel zu seinem Job private Spekulationsgeschäfte tätigen.

Auch die Reaktionen aus dem Ausland lassen keine Zweifel offen. Für Fachleute und die internationale Finanzpresse ist ausgeschlossen, dass der Nationalbankpräsident, der den Kurs von Währungen steuert, durch sein Insiderwissen und seine privilegierte Position sich persönliche Vorteile verschafft (siehe Artikel S. 22).

Der Fall scheint also klar. Eigentlich. Denn anders als im Ausland, das weitgehend nüchtern und sachlich urteilte, verstrickte sich ein ansehnlicher Teil des einheimischen Polit- und Medienpersonals in abenteuerlich anmutende Verteidigungs- und Rechtfertigungsversuche. Weil niemand direkt einem spekulierenden SNB-Präsidenten das Wort reden wollte, wich man der sachlichen Diskussion aus. Statt konkret über den Fall zu reden, wurde der Fokus auf die Überbringer der schlechten Botschaft verschoben, auf die *Weltwoche*, die den Fall aufgedeckt hatte, und auf SVP-Vizepräsident Christoph Blocher, der Bundespräsidentin Micheline Calmy-Rey (SP) über Hildebrands Devisen- und Aktienge-

schäfte informiert hatte. Die Einlassungen gipfelten in der aufgeregten Warnung vor einem angeblichen Grossangriff auf die staatlichen Institutionen.

«Dieser Angriff auf die Institutionen schwächt die Schweiz und deren Ansehen in der ganzen Welt», liess beispielsweise die Mini-Regierungspartei BDP verlauten. Andere Vertreter der herrschenden Mitte-links-Koalition stiessen in dasselbe Horn, sekundiert von staatsnahen Medien.

## Gute Staatsmacht, böse Opposition

Die Frage sei erlaubt: Wer oder was sind «die Institutionen»? Kann man sie pauschal «angreifen»? Was steckt hinter dieser Argumentation? Zwei Punkte springen ins Auge.

Erstens: Wer sich schützend vor den Staatsapparat stellt, schlägt sich auf die Seite der Macht. Die abwehrende Rede von einem «Angriff auf die Institutionen» teilt das politische Feld auf: in einen guten Teil, die erhaltende Staatsmacht. Und in einen bösen Teil, die zerstörerische Opposition.

Zweitens: Das Argument «Angriff auf die Institutionen» dient vor allem einem Zweck: missliebige Kritik abzuwehren. «Der Geist ist ein Wühler», schrieb der geniale Basler Historiker Jacob Burckhardt. Das wissen Könige

>>> Fortsetzung auf Seite 10

# Chinesische Unterhose



Rem Koolhaas, Giga-Architekt

Der holländische Architekturstar Rem Koolhaas, 67, lebt privat in Rotterdam asketisch auf 40 Quadratmeter Wohnfläche. Mehr brauche er nicht, weil er nicht viele Dinge besitze. Ausser der Phantasie, in gigantischen Räumen zu denken. Er wäre sein schlechtester Kunde. Unlängst hat er das TV-Zentrum in Peking schlüsselfertig abgeliefert, den zweitgrössten Bürokoloss der Welt nach dem Pentagon in Washington, den die Chinesen wegen seiner H-Form als «die Unterhose» bezeichnen. Gehört zu jedem Finanzkollaps sein Denkmal des menschlichen Grössenwahns aus Stahl und Beton? Kündet der neueste Superlativ-Wolkenkratzer den bevorstehenden Crash an? Das weissagt nicht Nostradamus, sondern die Investmentbank Barclays Capital. Sie bezieht sich auf die Weltwirtschaftskrise von 1929 und den gleichzeitigen Bau des Empire State Building (381 m). Der doppeltürmige Petronas Tower (452 m) in Kuala Lumpur fiel mit der asiatischen Krise von 1997 zusammen. Das schlanke Burj-Khalifa-Ungetüm (828 m, Weltrekord) mit dem Platzen der Immobilienblase in Dubai 2009. Die Hälfte aller Mega-Hochhäuser auf dem Erdball werden derzeit in China hochgezogen oder geplant.

Koolhaas, ursprünglich ein erfolgloser Drehbuchschreiber (für Softpornos des Busenfetischisten Russ Meyer, die nie realisiert wurden), behauptet, dass heute keine Stadtplanung mehr möglich sei. Er vergleicht die Entwicklung der Metropolen mit chaotisch wuchernden Flughäfen, die nach rein ökonomischen Erwägungen fortlaufend an- und umgebaut werden. (Schönes hässliches Beispiel: Kloten.) Seit die Amerikaner im letzten Jahrhundert das Hochhaus erfanden, stimme die Formel «*Form follows function*» nicht mehr. Es wird «einfach so gross wie möglich gebaut», sagte er der *Zeit*, und man vertraue darauf, «dass sich die Gebäude von selbst mit Sinn füllen». Koolhaas denkt aber auch an eine beginnende Götterdämmerung. In Brasilien überlegen sie, Wolkenkratzer wieder abzureissen, etwa in der Retorten-Hauptstadt Brasilia, die damit wieder die Zukunft vorwegnehmen könnte. *Peter Hartmann*

und Herrscher seit je. Deshalb misstrauen die virtuosen Techniker der Macht der kritischen öffentlichen Debatte, bis heute. Sie halten sie für «zersetzend».

Das ist, mit Verlaub und mit dem nötigen Schuss Pathos formuliert, einer freien und demokratischen Gesellschaft unwürdig. Die staatlichen Einrichtungen sind keine Autoritäten, die man nicht hinterfragen darf. Die Menschen, die sie ausfüllen und die in ihrem Namen handeln, können irren, fehlen und Unrecht tun. Der Philosoph Karl Popper hielt die Demokratie gerade deshalb für das beste System, weil sie die Korrektur von Fehlern zulässt: Schlechte Politiker können abgewählt werden. Wenn die Institutionen nicht mehr kritisierbar sind und die Aufdeckung von Missständen unzulässig und verpönt ist, drohen Versteinerung und byzantinische Verhältnisse.

### Abschied von der Internationalbank

Es ist, um auf den Fall Hildebrand zurückzukommen, ein grandioses Missverständnis, wenn man denjenigen, die die Verfehlungen des gescheiterten SNB-Präsidenten enthüllten, vorwirft, sie «destabilisierten» die Nationalbank. Dafür ist – merkwürdig, dass man es betonen muss – der Fehlbare allein verantwortlich. Die Alternative könnte nur heissen: Augen zu. Deckel drüber. Vergessen.

Zum unbedingten Glauben an die Institutionen passt, dass viele Hildebrand offenbar für unersetzlich hielten. Nur er könne es in diesen schwierigen Zeiten richten, nur er verfüge über die notwendigen internationalen Kontakte, so lautete der Tenor.

Das ist Unsinn. Seinem Nachfolger werden die genau gleichen Kanäle offenstehen, auch wenn er sich möglicherweise weniger in die Kameras drängen wird. Zu fragen wäre höchstens, ob die vielgepriesene internationale Verflechtung tatsächlich im Interesse einer unabhängigen Schweizer Geldpolitik liegt. Es wäre ja denkbar, dass Hildebrand mit seinen europäischen bis transatlantischen Ambitionen mehr seinem Ego diene als dem Land. Vielleicht war er mehr Internationalbanker als Nationalbanker.

Hildebrand ist passé, aber das beliebte Schutzargument wird bleiben. Der Reflex ist eingeübt. Der abgewählte Bundesanwalt Erwin Beyeler («Man will die Institution schwächen») benutzte es ebenso wie SRG-Präsident Roger de Weck («In der Schweiz werden Institutionen gezielt schlechtgemacht»).

So reden Obrigkeiten und edle Herren. «Nehmt es sportlich, stellt euch dem Wettstreit der Ideen und Parteien», möchte man ihnen zurufen. Vermutlich werden sie auch dies als unbotmässige Einmischung abtun.

Mehr zum Thema: Seite 12, 14, 15, 16 und 18 bis 23

## Kommentar

# Keine Cervelats nach 23 Uhr

Von Pierre Heumann — Wer eine Verlängerung der Ladenöffnungszeiten verhindert, schadet der Gesellschaft und der Wirtschaft.

Wann und wie lange darf ein Laden geöffnet sein? Darüber wird derzeit wieder einmal mit Verve debattiert. Diejenigen, die die Freiheit im Einkaufsladen nicht ausdehnen wollen, trumpfen. In Zürich hat der Kantonsrat soeben eine FDP-Initiative zur Ablehnung empfohlen, in Luzern haben die SP und der Detailistenverband gegen eine Verlängerung der Öffnungszeiten das Referendum ergriffen. Jetzt hat sich auch der Bundesrat in die Debatte eingeschaltet. Tankstellenshops auf Autobahnraststätten und an Hauptverkehrswegen mit starkem Reiseverkehr sollen nicht nur rund um die Uhr, sondern auch am Sonntag bedient sein dürfen. Ob Wirtschaftsminister Schneider-Amman (FDP) seinen Vorschlag durchsetzen kann, ist allerdings fraglich.

Liberalisierungs-Befürworter haben es schwer. Im Welschland bleiben die Ladenöffnungszeiten restriktiv. In der Weltstadt Genf müssen die Geschäfte am Samstag bereits um 18 Uhr schliessen, in Neuenburg eine Stunde früher. In der deutschen Schweiz sind die Ladenschlussgesetze zwar etwas weniger streng. Aber die meisten Versuche, die Öffnungszeiten weiter auszudehnen und modernen Bedürfnissen anzupassen, wurden in den vergangenen zehn Jahren an der Urne abgelehnt. Linke, kirchliche oder grünliberale Kreise buchen das als Erfolg. Sie habe drei Viertel der Abstimmungen gegen eine Verlängerung der Ladenöffnungszeiten verhindert, rechnete die Gewerkschaft Unia vor anderthalb Jahren vor. Damit habe sie «zum Schutz der Arbeitnehmerinnen im Detailhandel beigetragen», was sozial sei.

Das Argument der Streiter wider liberale Ladenöffnungszeiten ist verlogen. Öffnungszeiten bis spät in den Abend wären gerade für Familien hilfreich, die tagsüber keine Zeit zum Einkaufen haben. Immer mehr Mütter sind berufstätig – sie würden es vermutlich schätzen, auch spät am Abend oder in der Nacht shoppen zu können. Andere wären froh, in Randstunden arbeiten zu dürfen, während der Partner auf die Kinder aufpasst.

Die Einschränkung der Öffnungszeiten per Dekret vernichtet Arbeitsplätze – auch deshalb ist sie unsozial. Sie führt in den Grenzregionen Basel, St. Gallen, Tessin oder Genf zu einer empfindlichen Abwanderung der Kaufkraft. Weil im nahen Ausland die Geschäfte länger geöffnet sind, ziehen es viele Schweizer vor, für ihren Einkaufsbummel über die Grenze zu fahren, um dem Öffnungszeiten-Diktat



Komische Konsequenzen: Kunde.

zu entkommen. Auch innerhalb der Schweiz verzerren unterschiedliche Gesetze den Wettbewerb. In Luzern zum Beispiel schliessen die Geschäfte am Samstag bereits um 16 Uhr. Wenige Kilometer entfernt darf aber bis um 23 Uhr konsumiert werden: In Nid- oder Obwalden zum Beispiel bis um 23 Uhr. Viele Luzerner profitieren davon – sehr zum Schaden der Ladenbesitzer in der Luzerner Innenstadt.

Wer eine Ausdehnung der Öffnungszeiten verhindern will, trägt deshalb die Verantwortung, wenn im Detailhandel Arbeitsplätze verlorengehen. Mit einer Ausdehnung der Öffnungszeiten kann der Umsatz hingegen gesteigert werden, wodurch neue Jobs entstehen – das zeigt das Beispiel einer grossen Warenhauskette.

Die Begrenzung der Öffnungszeiten ist nicht nur unsozial – sie hat mitunter komisch wirkende Konsequenzen. So müssen Tankstellenshops einen Teil des Sortimentes nach 23 Uhr abdecken. Es ist zum Beispiel gesetzlich verboten, in der Nacht Cervelats oder mehrere Biersorten zu verkaufen, weil diese nicht auf die Bedürfnisse der Reisenden ausgerichtet seien. Vor allem aber ist es eine Anmassung, Öffnungszeiten fix vorzuschreiben. Weshalb soll der Staat bestimmen dürfen, was kurz vor Mitternacht oder am Sonntag gekauft werden darf und was nicht?

## Personenkontrolle

### Werlen, Zumthor, Semadeni Widmer-Schlumpf, Hassler, Grunder, Rickli, Keller-Sutter, Riklin

Das neue Jahr hat für Martin Werlen schlecht begonnen. Wie der *Blick* am Dienstag meldete, verunglückte der bekannte Abt des Klosters Einsiedeln bei Spiel und Sport. Kurz zuvor hatte das Kloster einen jahrelangen Rechtsstreit verloren. Das Bundesgericht machte die ambitionierten Pläne zunichte, auf der seit über tausend Jahren dem Kloster gehörenden Zürichseeinsel Ufenau ein hochmodernes Restaurant des Bündner Stararchitekten Peter Zumthor zu bauen («Umweltschutz à la carte», *Weltwoche* Nr. 6/07). Merkwürdig ist nicht das abschliessende Urteil, sondern die Vorgeschichte. Obwohl die Ufenau gleich drei-



*Grüne Lobby:* Architekt Zumthor.

fach geschützt ist (sie liegt im Naturschutzgebiet Frauenwinkel, zählt zu den Moorlandschaften von nationaler Bedeutung, und ihre historische Bausubstanz steht unter Denkmalschutz) sah die sonst unerbittliche grüne Lobby grosszügig weg. Die Stiftung Landschaftsschutz Schweiz, der WWF, Pro Natura und der Heimatschutz liessen sich von den Überredungskünsten des Abts ebenso beeindruckten wie vom Ruf des renommierten Architekten. Die Pro-Natura-Präsidentin, SP-Nationalrätin und Zumthor-Vertraute Silva Semadeni, erklärte den verutzten Gegnern des Projekts, der Bruch von Verfassung (Moorschutz) und Gesetz sei angesichts der grossartigen Architektur vernachlässigbar. Die obersten Richter sahen das jetzt anders: Sie stellten das Recht am Ende doch noch über architektonische Vorlieben und linke Bündner Seilschaften. (*gut*)

Wie schwierig es ist, als Bundesrätin nur eine Mini-Partei im Rücken zu haben, erlebte Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) in den letzten vier Jahren. Jetzt zeigt sich, dass sich das Problem für sie als Bundespräsidentin noch verschärft. Während der Hildebrand-Affäre gab es kaum Parlamentarier, die ihr öffentlich



*Ziemlich verloren:* Grunder, Hassler.

den Rücken stärkten. Der Bündner BDP-Nationalrat Hansjörg Hassler wirkte in der «Arena» von letztem Freitag ziemlich verloren, als er beteuerte: «Ich glaube Herrn Hildebrand.» Und daraus folgerte: «Ich will keine parlamentarische Untersuchungskommission.» Sichtlich überfordert agierte Parteipräsident Hans Grunder im Duell mit SVP-Nationalrätin Natalie Rickli in der Sendung «Talktäglich» auf *Tele Züri*. Auf Ricklis Frage: «Wäre Ihnen denn lieber gewesen, die ganze Sache wäre nie ausgekommen?», antwortete Grunder echauffiert mit einem «Ja!» (*aku*)

Dass die St. Galler Regierungsrätin und Neoständerätin Karin Keller-Sutter (FDP) bei den Swiss Awards am vergangenen Samstag zur «Politikerin des Jahres» gekürt wurde, erstaunte einige ihrer neuen Berner Kollegen. Eine inoffizielle Umfrage unter ihresgleichen, worin denn die herausragenden politischen Taten Keller-Sutters lägen, habe zu keinem zählbaren Resultat geführt, berichten langjährige Ständeräte. (*gut*)

Im *Weltwoche*-Fragebogen zur letzten Nationalratswahl wich Kathy Riklin (CVP/ZH) den meisten Fragen mit dem Hinweis aus, sie sei «kein simples S-Wesen». Gemeint war wohl, dass sie als Politikerin der Mitte nicht einfach mit «Ja» und «Nein» antworten kann, offenbar im Gegensatz zu den Angehörigen der SVP und der SP. Wenn «S» aber für «selbstverliebt» steht, ist Riklin auf jeden Fall ein S-Wesen: Auf Facebook markiert sie die eigenen Beiträge regelmässig mit «gefällt mir». (*fsc*)



*«Gefällt mir»:* Nationalrätin Riklin.

## Nachruf



*Ein Widersprüchlicher:* Politiker Fraga.

**Manuel Fraga Iribarne** — Seine Postur in Badehosen erlangte Anfang März 1966 Weltberühmtheit. Damals stieg Fraga, der Tourismus- und Informationsminister des Franco-Regimes, ins kalte Mittelmeer beim Dorf Palomares zu einer Unbedenklichkeits-Demonstration, nachdem zwei Nato-Jets der Amerikaner in der Luft explodiert und vier Atombomben verloren hatten. (Die Gegend blieb bis heute teilweise nuklear verseucht.) Der forsche Fraga befreite Spanien aus der Isolation und schleuste über den Tourismus Devisen ins Land.

Im finsternen Franco-Faschismus bereitete der Jurist, Ökonom, Politologe und Diplomat eine neue Verfassung vor, über die der Diktator zynisch befand: «Sehr gut. Aber für welches Land ist sie gedacht?»

Nach Francos Tod 1975 gründete Fraga die konservative Volkspartei, war zehn Jahre Kongressabgeordneter und sass im Europaparlament, ehe er 1990 die Regionalwahl in Galicien gewann. Als Bilderbuch-Macho regierte er während 15 Jahren im Franz-Josef-Strauss-Stil die Nordprovinz, die als einzige das Matriarchat anerkennt – Familienbesitz wird von Mutter zu Töchtern vererbt. Als Stratege mit untrüglichen Machtinstinkt setzte er auf seinen Ziehsohn José Maria Aznar, der 1996 die Sozialisten ablöste. Fraga war ein lebenslänglicher Widersprüchlicher und eng mit Fidel Castro befreundet: Ihre Väter waren aus galicischen Nachbardörfern nach Kuba ausgewandert. Fraga kehrte als Dreijähriger zurück. Nach dem Fall der Sowjetunion bot er Castro Asyl an. Don Manuel starb letzten Sonntag als Senator im Alter von 89 Jahren. *Peter Hartmann*

## Recycling-Kunst

Von Henryk M. Broder — Es wird wieder mal dazu aufgerufen, Bücher einzusammeln.



Sensibilität im Umgang mit der Geschichte ist in Deutschland eine geschätzte Tugend. Man sagt zum Beispiel nicht «Juden», sondern «jüdische Mitbürger». Nicht «Zigeuner», sondern «Sinti und Roma». Geht es um die Opfer der «Endlösung», ist immer von «Jüdinnen und Juden» die Rede. Die Wendung «bis zur Vergasung», an sich nur die Beschreibung eines chemisch-physikalischen Vorgangs, bei dem ein fester oder ein flüssiger Stoff in Gas umgewandelt wird, ist tabu.

Nun aber ist etwas Seltsames passiert. Im Rahmen der siebten Berlin Biennale für zeitgenössische Kunst hat ein Künstler dazu aufgerufen, «möglichst viele Exemplare» des Buches «Deutschland schafft sich ab» von Thilo Sarrazin «zu sammeln und sich seiner so zu entledigen», denn: «Das Buch weckte und förderte antimigrantische und hauptsächlich anti-türkische Tendenzen in diesem Land.» Dazu wurden siebzehn «Abgabepunkte» beziehungsweise «Sammelstellen» in ganz Berlin eingerichtet. Die dort abgegebenen Bücher sollten in einer «Installation» gezeigt und am Ende der Biennale «für einen guten Zweck recycelt» werden.

Eine solche Kunstaktion unweit der Stelle zu veranstalten, an der die Nazis im Mai 1933 im Zuge einer «Aktion wider den undeutschen Geist» Tausende von Büchern dem Feuer «übergaben», zeugt vom politischen Bewusstsein einer Amöbe. Hätte der Künstler dazu aufgerufen, Exemplare des Korans einzusammeln, wäre ein Sturm der Entrüstung ausgebrochen. So aber war es nur ein laues Lüftchen.

Das bundeseigene Institut für Auslandsbeziehungen zog seine Beteiligung an der Aktion zurück. «Vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte» wäre so etwas «nicht akzeptabel». Der Intendant des Berliner Hauses der Kulturen der Welt erklärte, man habe «individuelle Zeichen gegen fremdenfeindliches Gedankengut» setzen wollen, müsse aber nun einsehen, «dass diese Aktion mit den nationalsozialistischen Bücherverbrennungen in Zusammenhang gebracht wird». Der eigentliche Veranstalter der Biennale versprach, man werde «gemeinsam mit dem Publikum an der Frage arbeiten, welchem Zweck die Bücher zugeführt werden sollten».

Das ist der Unterschied zu 1933: Das Publikum darf mitbestimmen.

## Fataler Glaube an die Regulierung

Von Kurt Schiltknecht — Geht im Kapitalismus etwas schief, wird sofort nach neuen Gesetzen gerufen. Immer neue Erlasse machen die Menschen nicht besser. Im Gegenteil.

Der Mensch und der Kapitalismus sind nicht perfekt. Das wissen wir nicht erst seit der jüngsten Bankenkrise oder den Devisengeschäften des Ex-Präsidenten der Schweizerischen Nationalbank. Die Geschichte ist voll von Wirtschaftskrisen und Fehlverhalten von Führungskräften. In jüngster Zeit ist es wegen der vielen Fehlentwicklungen selbst bei Wirtschaftsjournalisten liberaler Zeitungen Mode geworden, die Marktwirtschaft und den Kapitalismus in Frage zu stellen. Krisen und Fehlverhalten sind ein fruchtbarer Boden für Forderungen nach einem Systemwechsel oder zusätzlichen Regulierungen.

Dass nach dem Bekanntwerden der Affäre Hildebrand als Erstes die Forderung nach einer Verschärfung des Reglements über Eigen-geschäfte des Direktoriums gestellt wurde, überrascht deshalb nicht. Die Reaktion ist typisch für den verbreiteten Glaube, dass mit strengen Vorschriften und immer neuen Gesetzen ein Fehlverhalten der Führungskräfte vermieden, die Integrität auf den Führungsetagen verbessert und Krisen verhindert werden können. Dieser Glaube steht auch hinter der Flut von Erlassen zur Verbesserung der Corporate Governance von Unternehmen oder zur Stabilisierung des Bankensystems.

Der Glaube an die Kraft von Regulierungen wird selten hinterfragt, obwohl die Liste von Regulierungen, mit denen die angestrebten Ziele nicht erreicht werden konnten, Bücher füllen würde. Das dafür wohl prominenteste Beispiel der jüngeren Wirtschaftsgeschichte ist die Bankenkrise, die trotz des laufend dichter werdenden Regelwerks nicht vermieden werden konnte. Es ist eine offene Frage, ob die vielen Corporate-Governance-Regeln nicht nur zu höheren Kosten und dickeren Geschäftsberichten, sondern auch zu einer höheren Integrität der Führungskräfte geführt haben. Das Scheitern vieler Regulierungen erklärt Allan Meltzer in seinem neuen Buch «Why Capitalism?» vor allem damit, dass die von Rechtsanwälten und Bürokraten konzipierten und umgesetzten Regulierungen von den Akteuren auf den Märkten über kurz oder lang umgangen würden. Da Regulierungen zudem statisch seien, würden sie von den dynamischen und sich immer weiter entwickelnden Märkten häufig zu Makulatur gemacht. Regulierungen würden zudem

zur gefährlichen Annahme verleiten, dass dank der Regeln alles zum Besten bestellt sei und deshalb Überwachungen überflüssig würden.

### Verbote nützen kaum

Moralische Prinzipien wie Ehrlichkeit oder geschäftliche Integrität sind Teile des einzelnen Individuums und nicht das Ergebnis eines bestimmten Wirtschaftssystems. In kommunistischen und sozialistischen Systemen sind Fehlverhalten von Führungsverantwortlichen und Bürokraten, Korruption oder Günstlingswirtschaft mindestens gleich stark, wenn nicht noch mehr verbreitet als in den kapitalistischen Ländern. Es ist eine Illusion, zu glauben, dass mit einem Systemwechsel oder dem Erlass von Regulierungen die Menschen besser gemacht werden könnten. Verbote beinhalten in den wenigsten Fällen Anreize zu einem integren Verhalten. Im Gegenteil, sie verleiten viele dazu, nach «legalen» Wegen zu suchen, die Regulierungen zu umgehen und zum eigenen Vorteil zu nutzen.

Es ist ein bedenkliches Zeichen, wenn immer mehr Leute zur Überzeugung gelangen, dass den Führungskräften vorgeschrieben werden müsse, wie sie sich in ihrem geschäftlichen Alltag verhalten sollen. Wenn die Exponenten des Staates und der Wirtschaft

nicht mehr wissen, welche kommerziellen und finanziellen Transaktionen mit ihrer Tätigkeit vereinbar sind, wenn sie die Sekretärinnen zur Erledigung der Geschäfte ihrer Ehefrauen einsetzen oder bei den Geschäftsspesen das Augenmass verlieren, braucht es kein neues Reglement. Es reicht, solche Leute aus ihren Positionen zu entfernen.

Wenn Fehlentwicklungen auf der Führungsetage reduziert werden sollen, müssen die für die Ernennung zuständigen Gremien nicht nur auf fachliche, sondern auch auf ethische und moralische Kompetenzen der Kandidaten achten. Fehlentscheidungen lassen sich dabei nicht immer vermeiden. Solange aber bei einem Fehlverhalten die personellen Konsequenzen gezogen und die Fehler nicht vertuscht werden, ist dieses Vorgehen auf die Dauer wirksamer als viele Reglemente und Vorschriften. Denn eines ist sicher: Integres Verhalten wird auf die Dauer in einer freien Gesellschaft mehr belohnt als in einer von Verboten und Regulierungen geprägten Gesellschaft.



# Am Ende französischer Illusionen

Von Hansrudolf Kamer — Präsident Sarkozy fischt Stimmen rechts, François Hollande agiert ideenlos, Marine Le Pen hat Auftrieb. Rezepte für die Zukunft fehlen im französischen Wahlkampf.



Wenn Sarkozy das Triple A verliere, sei er tot, meinte ein Berater des Elysée noch im November. Inzwischen hat Standard & Poor's gehandelt, doch der französische Präsident lebt weiter und hat – wegen einer ideenlosen Linken und starker Rechtsnationalisten – intakte Chancen.

Hundert Tage vor der ersten Runde, welche die Spreu vom Weizen trennt, macht sich taktisches Status-quo-Denken breit. François Hollande, der sozialistische Herausforderer, führt in den Umfragen klar vor Präsident Sarkozy. Er sieht keinen Grund, irgendetwas zu ändern oder zu riskieren. Er hält sich zurück und vertraut auf die Unpopularität seines Hauptgegners.

Auch Sarkozy, vor fünf Jahren gegen eine schwache Gegnerin problemlos gewählt, vermeidet vieles, was er im letzten Wahlkampf noch versprochen hatte. Er spielte Krisenmanager auf der sturmumtosten Euro-Bühne. Doch diese Rolle als Ersatzhandlung ist eine zweischneidige Sache geworden.

Auch Sarkozy, vor fünf Jahren gegen eine schwache Gegnerin problemlos gewählt, vermeidet vieles, was er im letzten Wahlkampf noch versprochen hatte. Er spielte Krisenmanager auf der sturmumtosten Euro-Bühne. Doch diese Rolle als Ersatzhandlung ist eine zweischneidige Sache geworden.

## Die Mitte interessiert kaum

Marine Le Pen dagegen macht Fortschritte. Sie ist die Einzige, die Veränderungen drastischer Natur vorschlägt. Dass diese kaum mehrheitsfähig sind, kümmert sie wenig. Nur die Verpackung ist im Vergleich zu früher attraktiver. «La Pen» ist eine gute Wahlkämpferin, was bei *Le Monde* die Alarmglocken läuten lässt. Sie sei eine Gefahr für Frankreich.

Dazu gibt es den Zentrums-kandidaten François Bayrou, die Grünen mit Eva Joly und einige auf der extremen Linken. Auch Eric Cantona, der eigenwillige Fussballer mit dem grossen Herzen und einem noch grösseren Mundwerk, will es wissen. Von Dominique de Villepin redet niemand. Sie alle haben kaum das Potenzial zum Spielverderber. Der Rest ist Mathematik.

Normalerweise geht es um die einfache Entscheidung zwischen rechts und links. Die Sozialisten haben die letzten drei Umgänge verloren: 1995, 2002 und 2007. Vorher hatte Mitterrand, der Sozialist, zweimal gewonnen, und nach de Gaulle hatten Pompidou und Giscard d'Estaing triumphiert. Die Rechte domi-

nierte die Fünfte Republik, doch dank Mitterrand hat die Linke mit ihr Frieden geschlossen.

Der erste Wahlgang wird gewöhnlich nach drei Kriterien beurteilt: Wer gewinnt? Wie gross ist der Abstand zwischen dem Ersten und dem Zweiten? Wie hoch sind die Stimmzahlen der beiden Lager? Gemeint sind die Rechte und der Front national einerseits, die Sozialisten, Grünen und alles links von ihnen andererseits. Die Mitte interessiert kaum.

Das letzte Kriterium signalisiert den möglichen Sieger. Mit einer Ausnahme gewann immer der Kandidat des siegreichen Lagers im ersten Wahlgang, unabhängig davon, ob er sich als Erster oder Zweiter für die Stichwahl qualifizierte. Die Umfragen für 2012 zeigen an, dass Hollande zwar vor Sarkozy mit 3 bis 4 Prozentpunkten führt, das linke Lager insgesamt aber weit von den Zahlen seiner Erfolge von 1981 und 1988 entfernt ist.

Verantwortlich dafür ist Marine Le Pen, die besser dasteht als ihr Vater vor fünf Jahren: Er erhielt 10 Prozent der Stimmen, sie kommt in den Umfragen auf 17 bis 21 Prozent. Wenn diese Analysen zutreffen, schlägt das rechte Lager das linke deutlich. Wenn Sarkozy den ersten Wahlgang übersteht, selbst als Zweiter, hat er als «Lagerkandidat» gute Aussichten.

Sarkozy war vor fünf Jahren angetreten mit dem Versprechen, Frankreich durch Reformen

wieder stark zu machen. Mit Ausnahme der Rentenreform kann er wenig vorweisen. Die Finanzkrise machte ihm einen Strich durch die Rechnung, doch seine verfehlte Ausgabenpolitik verschlimmerte die Lage und hat Frankreich in der Euro-Krise belastet. Er muss nun die zweite Geige spielen und Deutschland als leuchtendes Vorbild anpreisen. Auch die versprochene Integration der Muslime in den Banlieues ist vergessen.

Sarkozy ist aber nur so schwach, wie sein Hauptgegner besser ist. Die Alternative weckt keinen Frohmut. Die Sozialisten wollen Sarkozys Schuldenbremse verhindern, das Rentenalter sechzig beibehalten, den Stellenabbau im Staatssektor stoppen und eine Reichensteuer einführen, die bei einem Monatseinkommen von 4000 Euro zuschlägt. Ein altlinkes Programm dieser Art führt Frankreich direkt in die griechische Sackgasse.

Der Front national ist in die Mittelschichten eingebrochen. Er ist nicht mehr nur das Sammelbecken für Proteststimmen. Dabei hat er behalten, was ihn seit je auszeichnete – den Rückwärtsblick, den Nationalismus und die Xenophobie. Die Slogans wurden entstaubt und modernisiert, der Ton ist cooler geworden. Die beiden Leuchttürme im Wahlprogramm strahlen weit: Austritt Frankreichs aus der Euro-Zone und Stopp jeglicher Einwanderung.

Der Aufstieg der Rechtsnationalisten hat mit den Illusionen zu tun, die den Franzosen von den Sozialisten und der Rechten während Jahren serviert wurden: die 35-Stunden-Woche, die Assimilierung der Nordafrikaner und die Ambitionen für Europa als Weltmacht. Der nächste Präsident müsste die Nation endlich in eine nüchterne Wirklichkeit führen.



Nüchterne Wirklichkeit: Präsident Sarkozy beim Neujahrsempfang der Marine.

## Hansueli Raggenbass aus Seldwyla

Von Christoph Mörgeli

**H**ansueli Raggenbass, Präsident des Nationalbankrates, sagte: «Das heutige Reglement ist nicht so schlecht, wie jetzt behauptet wird.» Tatsächlich steht im internen Reglement für den Eigenhandel in Artikel 4: «Unzulässig sind das vorzeitige oder gleichzeitige Tätigen von Eigengeschäften in Kenntnis von geplanten oder beschlossenen Transaktionen der Schweizerischen Nationalbank.» Punkt. Schluss. Philipp Hildebrand hat mit seinen Aktien- und Devisenspekulationen das Reglement gebrochen. Konsequenz wäre die fristlose Entlassung. Nicht die Lohnfortzahlung in Millionenhöhe durch die Steuerzahler.

Eben noch waren die «Gerüchte» gegen Hildebrand für den Nationalbankrat «haltlos». Neuerdings weiss Präsident Raggenbass: «Der Fall Hildebrand ist ein Einzelfall.» Eine neue, durch nichts belegte Himmelfahrtsbehauptung. «Die rückwirkende Untersuchung der Transaktionen des erweiterten Direktoriums seit 2009 ist aufgegleist», sagte Raggenbass kürzlich. Und jetzt: «Wir haben noch nicht entschieden, ob wir diesen Aufwand noch machen wollen.» Wegsehen. Lächeln. Aussitzen.

Im Biedermeiertempo soll der vakante Sitz des SNB-Präsidenten besetzt werden. Bern will sich bis im April Zeit lassen. Die Nationalbank – so Raggenbass aus Amriswil – sei in der Zwischenzeit «voll handlungsfähig». Die Nationalbankspitze wie der Bundesrat glauben noch immer, sie bestimmten die Gesetze des Handelns. Dabei wurde eben die Bonität Frankreichs herabgestuft. Der Euro wankt. Die Verschuldungskrise reisst Länder in den Bankrott. Der Franken steht unter grösstem Druck.

Das Problem der Nationalbank sind nicht Geldpolitik und Zinssatz in Seldwyla. Sondern die Frankenstärke nach aussen. Wir brauchen das Vertrauen des globalen Finanzmarkts. Sofort. Das *Wall Street Journal* in New York, die *Financial Times* in London, das *Handelsblatt* in Düsseldorf interessieren sich nicht für Lei, Blocher oder Raggenbass. Sondern für einen Schweizer Notenbank-Chef, der gegen die eigene Währung spekuliert. Das hätten Bundesrat und Bankrat schon im Dezember wissen können. Und handeln müssen. Statt dementieren und weisswaschen.

Sein Bankrat habe «einen guten Job gemacht», beharrt Präsident Raggenbass. «Wenn es für die Nationalbank gut ist, stehe ich weiterhin zur Verfügung.» Es ist nicht gut, Herr Raggenbass.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Wegelianer schlafen unruhiger

Von Peter Bodenmann — Neuer Volkssport für Bankangestellte: das Veröffentlichen von Screenshots mit Hilfe von SVP-Pöstlern.



Spitzkehre im Gegenhang: SVP-Politiker Blocher.

**P**hilipp Hildebrand war einer der Architekten der Rettung der UBS durch den Staat. Gemeinsam machten sie zwei unverzeihliche Fehler. Die Rettung wurde verfassungswidrig mittels Notrecht, mittels Kriegerrecht durchgezogen. Und die Retter haben es verpasst, allen Schweizer Boni-Bankern vor deren Rettung verbindliche Boni-Regeln aufzuzwingen.

Philipp Hildebrand versuchte, im Nachgang den Schaden mitzukorrigieren. Neu müssen die Grossbanken etwas mehr Eigenkapital ausweisen. Die Risiken für die Steuerzahler werden langsam sinken. Immerhin.

Philipp Hildebrand hat 2009 eine neue Nationalbankpolitik miteingeläutet. Die implizite obere Frankengrenze wurde aufgegeben. Neu bewegte man sich wie ein Hedgefund im Teich der Währungsspekulanten. Und als es heiss wurde, liess man den Euro auf Parität zum Schweizer Franken absacken. Bevor die Nationalbank zu zögerlich Gegensteuer gab.

Eigentlich müsste die demokratische Linke Philipp Hildebrand keine Träne nachweinen. Er war ein ehrenhafter Söldner des internationalen Kapitals auf Durchreise in der Schweiz. Mehr nicht.

Christoph Blocher seinerseits hat gemeinsam mit Martin Ebner und Kurt Schiltknecht den Boni-Virus in die Schweiz eingeschleppt. Banken-Vision, Pharma-Vision, Alusuisse filetieren. Nur dank der UBS und dank Marcel Os-

pels Telefondurchsagen wurde Blocher 2003 Bundesrat. Am Boni-Virus wäre die Ospel-UBS erstickt, wenn der Staat sie nicht gerettet hätte. Die SVP bekämpfte die härteren Regeln für die Grossbanken. Mit mässigem Erfolg. Von daher rührt der Hass auf Philipp Hildebrand.

Keine Partei spielte in Sachen Schweizer Franken eine traurigere Rolle als die SVP. Während einem guten halben Jahr machte sie im Interesse der Währungsspekulanten den Schweizer Franken immer härter. Erst als der Franken gleich viel wert war wie der Euro, vollzog Christoph Blocher eine Spitzkehre im Gegenhang. Für Hildebrand wie Blocher gilt nach den letzten Wochen: Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, auch wenn er dann die Wahrheit spricht.

Zusätzlich führte Blocher immerhin einen neuen Volkssport ein: In der Schweiz gibt es 100 000 Bankangestellte. Wer von ihnen auf dem Bildschirm auffällige Kontobewegungen feststellt, kann diese ungestörter als bisher fotografieren. Und sich in Herrliberg, Berlin oder Washington melden. Zwecks risikoarmer Verwertung der Erkenntnisse. Die bisherigen Verteidiger des Bankgeheimnisses lassen es implodieren. Nicht nur die Wegelianer in St. Gallen schlafen unruhiger.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Der Ruf der Stunde

Von Kurt W. Zimmermann — Alle fordern «Transparenz, Transparenz, Transparenz!». In den Medien ist das nicht ganz falsch.

Das beste Beispiel kennen selbst in der Medienbranche nur ganz wenige, wenngleich das Beispiel über dreissig Jahre alt ist. Das Beispiel stammt aus Basel.

In den siebziger Jahren war der Zürcher Verleger Max Frey Mehrheitsaktionär der damaligen *Basler Nachrichten*. 1977 fusionierte sein Blatt mit der *National-Zeitung* zur neuen *Basler Zeitung*. Max Frey hielt in der Folge an der *Basler Zeitung* 50 Prozent. Im Verwaltungsrat hatte er darum ein Vetorecht. Freys Geschäftsführer Beat Curti nahm für ihn an den VR-Sitzungen der *Basler Zeitung* teil.

Max Frey hielt die 50-Prozent-Beteiligung geheim. In den VR-Protokollen jener Zeit taucht nicht einmal der Name seines Geschäftsführers Curti auf. Warum wollte Frey keine Transparenz? Er fürchtete, dass die isolationistische Basler Gesellschaft einen Zürcher nicht akzeptieren würde. Es hätte Leser und Umsatz gekostet.

Ein zweites Beispiel aus den neunziger Jahren: Ich sass damals in der Konzernleitung von Tamedia. Tamedia hatte eine 30-Prozent-Beteiligung an der *Finanz und Wirtschaft* und ein Vorkaufsrecht auf den Rest. Niemand wusste davon. Warum wollte Tamedia keine Transparenz? Sie fürchtete, dass das linke Image des eigenen Verlagshauses der stockbürgerlichen *Finanz und Wirtschaft* schaden würde. Es hätte Leser und Umsatz gekostet.

Warum wollte Christoph Blocher bei der *Basler Zeitung* keine Transparenz? Er fürchtete kaum die Reaktion der Öffentlichkeit. Die ist ihm seit je wurst. Doch sein Name, wie zu beweisen war, hätte Leser und Umsatz gekostet.

Damit sind wir bei Philipp Hildebrand. Die *Weltwoche* hat ihn abgeschossen, zu Recht, weil man sich im Service public nicht als privater Spekulant bereichern darf. Allerdings beging das Blatt den hitzköpfigen Fehler, Hildebrand als Lügner und als Gauner zu betiteln. Die Debatte wurde dadurch unnötig emotionalisiert.

Emotionen rufen immer Populisten wie SP-Präsident Christian Levrat und CVP-Pendant Christophe Darbellay auf den Plan. Sie fordern nun mehr Kontrolle der Medien, etwa eine völlige Offenlegung der Besitzverhältnisse und Finanzierungen. Primär ist es eine Strafaktion gegen die *Weltwoche*, weil sie hier die Besitzverhältnisse anzweifeln.

## Wem gehört die *Weltwoche*?

Zuerst zum Konkreten. Als Roger Köppel 2006 die *Weltwoche* kaufte, musste er nach meinen Informationen gegenüber dem Verkäufer Tito



Mehr Kontrolle: Darbellay, Levrat, Pelli.

Tettamanti eine fünfjährige Sperrfrist eingehen, während deren er nicht an Dritte verkaufen durfte. Dafür sicherte Tettamanti die Bankkredite ab, weil keine Bank einem Journalisten einfach so zwölf Millionen leiht. Seit 2007 hat Köppel jährlich zwischen ein und zwei Millionen Franken verdient und die Kredite zu gutem Teil zurückzahlen können. Levrat und Darbellay dürften enttäuscht sein: Das Blatt gehört heute seinem Herausgeber. Wenn er jetzt verkaufen würde, läge sein Profit bei etwa fünfzehn Millionen.

Nun zum Generellen. Hier haben für einmal die Populisten recht. Medien können nicht Transparenz bei Dritten verlangen, sich diesem Gebot aber in eigener Sache verweigern.

Medienhäuser müssen heute schon ihre «namhaften Beteiligungen» öffentlich machen, wobei als «namhaft» mehr als rund zehn Prozent des Aktienkapitals gelten. Dieselbe Regelung erscheint auch gegen innen sinnvoll. Ich würde ein Gesetz unterstützen, wonach Medienhäuser all ihre Aktionäre benennen müssen, die mehr als zehn Prozent ihres Kapitals halten. Wünschenswert wäre auch Transparenz über Kredite, Aktienrechte und Bürgschaften. Aber das werden die Branchengrössen wie Tamedia, Ringier und NZZ nicht zulassen.

Medien müssen laut sein. Darum brauchen sie keine stillen Teilhaber.

# Fr. 214 000.– für ein paar Treppenstufen

Von Florian Schwab

Mit den Umbauten des Credit-Suisse-Hauptsitzes an der Zürcher Bahnhofstrasse öffnete die CS das Gebäude für das breite Publikum. Aus dem abgeschlossenen Innenhof wurde ein modernes, freundliches Geschäftszentrum mit schönen Läden. Damit dieses ohne Kletterübungen auch zu Fuss erreicht werden kann, mussten dafür in der Bahnhofstrasse und in der Bärengasse Treppentritte angebracht werden. Diese haben sich zu einem teuren Stolperstein für die Credit Suisse entwickelt.



Das Zürcher Tiefbauamt erteilte zwar die Konzession für das Bauvorhaben, stellte aber gleichzeitig eine Konzessionsgebühr von 214 000 Franken in Rechnung. Dabei berief sich die Stadt Zürich auf das Planungs- und Baugesetz des Kantons sowie auf das eigene Reglement, welches die Bemessung solcher Gebühren regelt. Für die Bemessung der Gebühr ist es ausschlaggebend, wie hoch die Bodenpreise am fraglichen Ort sind und wofür der öffentliche Grund genau genutzt wird. Entscheidend ist ausserdem die mit der «Sondernutzung verbundene Einschränkung des Gemeingebrauchs». Die Credit Suisse legte Beschwerde gegen den Entscheid ein und wurde vom Kantonsgericht auch erhört. Dieses befand, dass die Höhe der Gebühr im Einzelfall «in einem vernünftigen Verhältnis zum Wert» stehen müsse, was hier offensichtlich nicht der Fall sei. Tatsächlich ist es schwer einzusehen, wieso die Konzession für ein paar Treppentritte den Wert von vier Mittelklasse-Autos haben soll.

Die Stadt Zürich wollte diese richterliche Abkanzlung nicht hinnehmen und bemühte das Bundesgericht in Lausanne. Die Bundesrichter sahen «kein offensichtliches Missverhältnis». Am Ende der juristischen Auseinandersetzung musste die Credit Suisse zusätzlich zu den 214 000 Franken auch noch eine Gerichtsgebühr von 3000 Franken bezahlen.

Auf dieses besonders eindrückliche Beispiel staatlicher Gewinnmaximierung ist die *Weltwoche* bei Recherchen zum Thema «Gebühren im öffentlichen Raum» gestossen. Es scheint, dass in der Öffentlichkeit diesen Treppentritten noch nicht die notwendige Beachtung zuteil wird. Achtlos gehen die Leute an den kostbaren Stufen vorbei und betreten sie teilweise sogar mit dreckigen Schuhen.

### «Erstaunlich, mit welcher Energie in den Medien vom Fall Hildebrand abgelenkt wird.» Ignaz Schmucki



«Woher kommt er überhaupt?»: der abgetretene Nationalbankpräsident Philipp Hildebrand.

#### Staatstragende Unerschrockenheit Nr. 2 – Berichterstattung zum Fall Hildebrand

Ich möchte der *Weltwoche* für ihre staatstragende Unerschrockenheit beim Aufdecken der haarsträubenden Missstände herzlichst danken. Bitte keinesfalls lockerlassen und als Nächstes die Verantwortlichen für die Auswahl des charakterlosen Dealers ohne Gnade zur Rechenschaft ziehen.

*Martin Ackermann, per E-Mail*

Erstaunlich, mit welcher Energie in sämtlichen Medien vom Fall Hildebrand abgelenkt wird. Keine Zeitung, die sich darüber empört, dass der Mann mit frommem Augenaufschlag in alle Kameras des Landes gelogen hat. Im Gegenteil. Ihm droht gar die Heiligsprechung. Nachdem sich Christoph Blocher trotz aller Bemühungen nicht als das geeignete Opfer herausgestellt hat, wird nun auf die *Weltwoche* gezeigt und «bäh!» gerufen. Offen-

#### Reaktionen

In den letzten beiden Wochen haben uns Hunderte von Leserbriefen zum Fall Hildebrand erreicht. Dafür möchten wir Ihnen herzlich danken. Aus Platzgründen können wir leider nur einen kleinen Teil davon abdrucken. Wir bitten um Verständnis. *Die Redaktion*

legen soll sie, und zwar subito, wem sie gehört, das fordern die Parteipräsidenten von links bis überflüssig. Erstaunlich nur, dass diese Forderung nach Transparenz ausgeblieben ist, als die *Weltwoche* nach den letzten Wahlen die SVP demontiert hatte und ihr ein grosses «Sälber tschuld!» ins Album schrieb. *Ignaz Schmucki, Thun*

Wenn im Mittelalter jemand im Klerus Missstände aufdeckte, musste er damit rechnen, dass er, seine Familie usw. verfolgt, misshandelt, getötet oder in den Tod getrieben wurden. Gleich ging es dem 39-jährigen Bankangestellten der Bank Sarasin, der den Mut hatte, die Bankbelege der Devisengeschäfte von Familie Hildebrand ans Licht zu bringen. Er wurde fast in den Selbstmord getrieben und befindet sich nun in psychiatrischer Behandlung. Kaum wurden die fragwürdigen Devisengeschäfte in der Öffentlichkeit bekannt, wurden den Aufdeckenden von der Regierung via Medien Strafen und Rechtsverfahren angedroht. So wurde der Bankangestellte plötzlich zum Verbrecher gemacht und der Schuldige zum Opfer. Durch dieses Verhalten und den unverhältnismässigen Ausdruck ihrer Macht bezeugt die Bundesregierung im Grunde genommen unbewusst Schwäche und beweist, dass es bei ihr noch mehr solche Missstände gibt, die aufgedeckt werden müssen. Deshalb schlage ich den verschiedenen Parteien vor, eine neue, neutrale Anlaufstelle zu schaffen, an die man straffrei gefundenes Beweismaterial

weiterleiten kann. Diese Stelle ist dann dafür verantwortlich, dass die eingegebenen Fälle untersucht, geahndet, eventuell veröffentlicht und die Sachverhalte bereinigt werden. Nur so wird unsere Regierung wieder transparenter und vertrauenswürdig.

*Armin Hauser-Liechti, Au*

Viele Medien und auch Bundesräte loben Philipp Hildebrand noch über seinen Rücktritt hinaus über den grünen Klee. Sie sprechen von einem grossen Verlust für unser Land. Er sei einem Komplott mittelmässiger und klein-karrierter Strategen zum Opfer gefallen. Wenn ihn heute noch so viele Medien und Politiker aufs Podest heben, könnte man fast meinen, sie hätten mit Philipp Hildebrand das Heu auf der gleichen Bühne.

Woher kommt er überhaupt? Er hat im angelsächsischen Raum studiert und nach Aussagen der *Bilanz* (1/12) meistens nur sehr kurze Zeit in verschiedenen Banken gearbeitet. Als Teilhaber beim aggressiven Hedge-Fund Moore Capital machte er ein Millionenvermögen. Dort lernte er auch seine Frau kennen. Er brachte einen ziemlich bescheidenen Ausweis mit, als er in die Nationalbank kam. Doch wurde er von einflussreichen politischen Kreisen portiert. Von seiner Ausbildung und Arbeit her steht Philipp Hildebrand in ausgezeichnetem Kontakt und Austausch mit anderen Notenbanken wie der Fed und der EZB, was unsere Politiker nicht müde wurden zu betonen. Er gehört zu den Vertretern der Geldausweitung und des grenzenlosen Kapitalverkehrs nach amerikanischem und EU-Vorbild. Darum hat er auch 2010 ohne Not im Gleichschritt mit der Fed und der EZB unsere Devisenreserven massiv ausgeweitet.

Im Nachhinein hat er das mit einer angeblich drohenden Deflation begründet. Vereint etwa die Nähe zum internationalen Finanzkapitalismus gewisse Medien und gewisse Bundesräte in der Schweiz mit dem zurückgetretenen Nationalbankpräsidenten? Überschaute man deren diesbezüglichen Stellungnahmen und ihr Verhältnis zu den USA und der EU, könnte das durchaus sein. Was aber diese von vielen hochgejubelte Finanzglobalisierung der Welt gebracht hat, sehen wir in diesen Tagen: eine ungemaine Bereicherung einiger weniger und eine Verschuldung der Staaten, wie es sie noch nie gegeben hat. Wir sehen Schulen und unser Gesundheitswesen, ja unsere gesamten öffentlichen Einrichtungen, die nach dieser Wirtschaftstheorie zum Schaden der Allgemeinheit umgebaut werden. Viele haben davor gewarnt, doch wurden sie in der allgemeinen Euphorie nicht gehört. Aber wäre es nun mit dem Rücktritt von Herrn Hildebrand nicht an der Zeit, die eingeschlagene

Richtung in unserem Lande zu überdenken? Wir haben in der Schweiz eine eigene Tradition, unsere Staatsgemeinschaft zu verwalten und zum Blühen zu bringen. Dazu müssen wir nicht nach Übersee blicken.

Alfred Burger, Kilchberg

Hildebrand hat das Reglement nicht verletzt, aber SVP & Co haben mit ihrem demagogischen Gespür einen neuen «Tatbestand» erfunden – Verletzung von Moral – und sich darauf eingeschossen. Sie haben bewiesen, dass jedermann abgeschossen werden kann, in Abwandlung eines bekannten Schlachtrufes: «Alle Menschen fallen um, wenn dein unbändiger Machttrieb es will.» Die SVP hat nicht deswegen gewonnen, weil sie im Recht war, sondern weil zu viele Politiker anderer Parteien zu feige oder zu dumm waren, um das Vorgehen zu begreifen, und sich einschüchtern liessen. Zu viele Journalisten und «Wissenschaftler» haben sich dazu hergegeben, lächerliche Nichtigkeiten endlos auszuwalzen.

Richard Dähler, Zürich

Können die Dollarkäufe – selbst mit Wissen von Herrn Hildebrand – als Insidergeschäft bezeichnet werden? Hätte Herr Hildebrand dies beabsichtigt, wäre sein Vorgehen mit Sicherheit professionell und ohne verräterische E-Mails abgelaufen, und er hätte sich nicht dem unkontrollierbaren Einfluss eines Kundenberaters ausgesetzt. Die Privatsphäre von Herrn Hildebrand wurde massiv verletzt und für machtpolitische Ziele missbraucht.

Leonhard von Arb, Biberstein

Ihre Berichte zum Thema sind treffend! Ein mit Währungen spekulierender Chef – ob persönlich oder familienintern – ist untragbar als Währungshüter. Unglaublich, wie viele Leute Korruption besser finden als umgehendes Aufdecken korrupter Vorgänge. Das einförmige Medienwesen unseres Landes trägt faule Früchte. Steter Tropfen durch tägliche Berieselung höhlt Hirne aus.

Friedrich Külling, Hünibach

Gemäss der SP-Ständerätin Anita Fetz war der Tag des Rücktritts von Hildebrand ein schwarzer Tag für die Schweiz. Weiter meinte sie, dass jetzt offenbar die Beweislastumkehr in unserem Land gelte. Auch der Bundeshausredaktor des Schweizer Fernsehens, Hanspeter Forster, sprach in seinem Kommentar in der Tagesschau vom 9.01.2012 von einer Beweislastumkehr, also davon, dass Hildebrand seine Unschuld beweisen und nicht ihm sein schuldhaftes Verhalten bewiesen werden müsse. Wer Behauptungen dieser Art aufstellt, hat das Bankgeschäft nicht begriffen. Es bleibt festzuhalten, dass die US-Dollar-Transaktionen über das Konto von Hilde-

brand abgewickelt wurden. Wer den Auftrag dazu erteilt hat, spielt letztlich absolut keine Rolle. Die Ehefrau von Hildebrand war Bevollmächtigte und damit berechtigt, solche Aufträge zu erteilen. Bevollmächtigte können Devisentransaktionen, Aktienkäufe und -verkäufe tätigen, ja sogar das Konto saldieren. Aufträge von Bevollmächtigten werden immer dem Kontoinhaber zugerechnet, ob er diese nun selbst erteilt hat oder nicht. In diesem Fall gibt es keine Unschuld zu beweisen, denn die Faktenlage ist klar: Hildebrand ist Kontoinhaber und damit verantwortlich. Von einer Umkehr der Beweislast kann nicht die Rede sein. Zumindest von der vorerwähnten Politikerin sollte etwas mehr Sachverstand erwartet werden dürfen.

Charly Landry, Adliswil

Herr Köppel beklagt in seinem Editorial, dass Behörden, Medien und die Schweizer generell den Recherchen der *Weltwoche* zum Fall der SNB so zögerlich Glauben schenken. Doch wen wundert dies? Zu lange schon wurde mit der Polemikkeule angerichtet, dass es mehr nach einem weiteren Propagandafeldzug aussah. Auch übersteigt es den Auftrag einer Zeitung, den Rücktritt von Verantwortungsträgern zu fordern, vor allem wenn nicht mehr Fakten bekannt sind. Als bisheriger SVP-Wähler frage ich mich schon lange: Vertritt die Parteispitze noch die Anliegen der KMU und der bürgerlichen Rechte? Die ewig gleichen Attacken gegen Lieblingsfeinde ist man müde, neue Wege gegen Überfremdung ist man nicht gegangen, ausser dass man plumpe Inserate aufsetzt, die an den Nazi-Jargon erinnern. Es ist wohl einfacher, andere zu Fall zu bringen, als gute Arbeit im Dienst des Landes zu leisten, was die Basis der SVP und die Wähler ja wirklich wollen, und einzusehen, dass man Verbündete suchen und nicht länger vor den Kopf stossen soll.

Heini Bächli, Winterthur

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

## Darf man das?

### Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man im Restaurant «Fräulein, zahlen» rufen? Heiny Züger, Ipsach

Himmelherrgott, nein, wir schreiben das Jahr 2012, das Fräulein gibt es nicht mehr. Oder kennen Sie noch eins? Und die Dame, die im Restaurant bedient, hat einen Beruf, politisch korrekt nennt man sie je nach Ausbildung Servicemitarbeiterin, Servicefachangestellte, Servicefachfrau, Restaurationsangestellte oder Restaurationsfachfrau. Na gut, zugegeben, «Frau Restaurationsfachfrau, zahlen, bitte», ist etwas umständlich. Und Servicemitarbeiterinnen sind sehr schwer von Restaurationsfachfrauen zu unterscheiden, das kann keine Lösung sein. Es ist der Ton, Herr Züger, der macht die Musik: Rufen Sie nicht, sagen Sie es. Und sagen Sie «bitte». Denn eigentlich darf man wirklich nicht mehr «Fräulein» sagen. Aber man verzeiht es Ihnen, wenn Sie «bitte» sagen. Sagen Sie: «Zahlen, bitte», oder: «Fräulein, zahlen bitte», und die Welt ist in Ordnung. Bitte schön. Gern geschehen.

Dominique Feusi

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Der letzte Weisswäscher

Bundesrat Johann Schneider-Ammann will alle Fehler zudecken und macht in der Affäre Hildebrand so auf eine neue Problemzone aufmerksam: auf sich selbst. *Von Urs Paul Engeler*



*Freundschaft verpflichtet:* Wirtschaftsminister Schneider-Ammann.

Offensichtlich kennt Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) die Reglemente nicht, die Berichte nicht, die Aufgaben und Pflichten eines Nationalbank-Präsidenten nicht, auch die Fakten nicht. Trotz der Defizite spricht er in einem bemerkenswert unbedarften Interview mit der *Basler Zeitung* seinen fehlbaren Freund Philipp Hildebrand von jeder Schuld frei, rechtlich wie moralisch. Damit provoziert er die Frage, ob für den Magistraten die Massstäbe und Kontrollmechanismen eines Rechtsstaats gelten. Oder bei Kameraden eher nicht.

Tatsache ist, dass der Präsident des Direktoriums der Schweizerischen Nationalbank (SNB) das «Reglement über Eigengeschäfte mit Finanzinstrumenten der Mitglieder des Erweiterten Direktoriums» eindeutig verletzt hat. Als «zulässige Eigengeschäfte» werden in Artikel 3 der Bestimmungen «der An- und Verkauf von Devisen und fremden Noten für private Reisen wie auch für den persönlichen

Gebrauch von Nichtfinanzvermögen (z. B. Motorfahrzeugen, Antiquitäten etc.)» genannt. Philipp Hildebrand hingegen hat in mehreren Schritten und grossen Mengen insbesondere US-Dollar gekauft, nicht um Nichtfinanzvermögen zu erwerben, sondern um sich ein komfortables Finanzvermögen in fremden Währungen aufzubauen. Er selbst hat dies als Ziel seiner Devisentransaktionen genannt: «Es geht um eine langfristige Aufteilung unseres Vermögens auf verschiedene Währungen.»

Dank der auf Druck der Politik und der Öffentlichkeit sukzessive publizierten Fakten lässt sich genau errechnen, welche Dimensionen der reglementswidrige Aufbau des Dollarvermögens allein bei der Bank Sarasin gewonnen hat (Hildebrand besitzt noch drei weitere Konten bei drei andern Banken, dessen Frau Kashya führt weitere zwei). Am 15. August erteilte das Ehepaar dem Kundenberater den Auftrag, den US-Dollar-Anteil am Vermögen

von 31 auf 50 Prozent aufzustocken und zu diesem Zweck gut 500 000 Dollar zu kaufen. Diese 504 477 Dollar, die schliesslich erworben wurden, entsprechen also 19 Prozent des Hildebrandschen Dollar-Vermögens bei Sarasin & Cie. Ergo ergibt sich per Dreisatz, dass der Notenbank-Chef allein bei diesem Geldinstitut (!) rund 2,65 Millionen US-Dollar hält. Jede Bewegung des Dollars um drei, vier Rappen schmälert oder vergrössert Hildebrands Vermögen bei Sarasin um rund 100 000 Franken.

Sämtliche währungspolitischen Entscheide der Nationalbank tangieren somit erkennbar und massiv die persönlichen finanziellen Interessen des Präsidenten. Damit müsste automatisch Artikel 26 des Organisationsreglements der Schweizerischen Nationalbank, erlassen vom Bundesrat, seine Wirkung entfalten: «Die Mitglieder des Bankrats, die Mitglieder des Direktoriums und ihre Stellvertreterinnen und Stellvertreter treten bei Geschäften in den

Ausstand: a) an denen sie ein persönliches Interesse haben.» Wenn dieser Paragraf einen realen Sinn hat, dann hätte Philipp Hildebrand sich längst an keiner Sitzung beteiligen dürfen, an der über den Kurs des Frankens diskutiert und entschieden wurde.

Ebenso eindeutig ist Artikel 4 des Reglements über die Eigengeschäfte: «Unzulässig sind das vorzeitige oder gleichzeitige Tätigen von Eigengeschäften in Kenntnis von geplanten oder beschlossenen Transaktionen der SNB (Front- oder Parallelrunning).» Hildebrand kaufte am 10. März 2011 US-Dollar für 1,1 Millionen Franken genau eine Woche vor einer massiven Intervention der SNB und am 15. August 2011 nochmals für 400 000 Franken zwei Tage vor einer massiven Schwächung des Frankens. Drei Wochen später legten Hildebrand und Co die Euro-Untergrenze auf 1.20 Franken fest, was den Dollar um weitere zehn Prozent ansteigen liess. Der Trick, dass die Regel des Frontrunnings nicht gelte, wenn die Devisenposition ein halbes Jahr gehalten werde, greift in diesem Falle nicht, weil Hildebrand diese Dollartranche bereits sechs Wochen später mit einem Gewinn von 75 000 Franken abgestossen hat. Wie er selbst zugegeben hat, als er den Betrag als Spende der Berghilfe überwies.

Die Verstösse gegen die Vorschriften sind belegt. Hildebrand verletzte nicht nur Sitte und Anstand (moralisches Versagen), sondern schriftlich fixierte Gebote und Verbote. Dass Kurt Grüter, Direktor der Eidgenössischen Finanzkontrolle (EFK), dieser Faktenlage zum Trotz und ohne vollständige Prüfung der Fakten einen Persilschein ausstellte, bleibt ein Skandal, der noch seiner Aufarbeitung durch die parlamentarische Aufsicht harret.

Kontrovers diskutieren Juristen nur, wie diese Verfehlungen geahndet werden können. Voreilig hat die Zürcher Staatsanwaltschaft erklärt, Artikel 161 des Strafgesetzbuchs über den Insider-Handel komme im Fall Hildebrand nicht zur Anwendung, weil Devisenspekulationen, die mit Insiderwissen getätigt werden, davon nicht erfasst würden. Dem widersprechen andere Rechtsgelehrte: Erstens nennt der Paragraf nicht nur Aktien, sondern auch «andere Wertschriften»; darunter müssten auch Devisen fallen. Überdies hat Hildebrand zwei Tage vor der massiven Intervention zur Schwächung des Frankens für fast 100 000 Franken Aktien von export- und damit dollarabhängigen Unternehmen gekauft, zum Beispiel Roche-Genussscheine. Diese Wertpapiere gewannen danach auch rasch an Wert. Gründe genug, die Aktivitäten des ehemaligen SNB-Präsidenten zur Mehrung seines Vermögens unter strafrechtlichen Gesichtspunkten zu durchleuchten.

Unklar ist die rechtliche Wirkung des internen Reglements der SNB. Nachfragen der *Weltwoche*, ob Verletzungen dieser Vorschriften einklagbar sind oder auf anderem Weg sanktioniert werden, blieben bei den Kommu-

nikationsfunktionären tagelang liegen. Auch Nachfragen zu den Nachfragen fruchteten nichts. Die SNB schweigt.

Der Schaden ist gering. Denn der Bankrat hat sein Urteil gesprochen, indem er die Transaktionen (und deren versuchte Vertuschung) als gravierende Verletzung der Vorschriften taxiert und den SNB-Präsidenten zum Rücktritt gezwungen hat. Philipp Hildebrand hat sich nicht nur Geschmacklosigkeiten geleistet, sondern verbindliche Normen gebrochen. Es brauchte viel Zeit und starken Druck – aber mittlerweile haben fast alle Bundesräte den Sachverhalt begriffen. Noch am Tag nach dem einstimmigen Verdikt des Bankrats, Hildebrand das Vertrauen zu entziehen, versuchte eine satte und rein parteipolitisch agierende Mehrheit der Regierung, angeführt von Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) und Johann Schneider-Ammann, den Fallenden zu stützen. An einer Telefonkonferenz stellten sich am Sonntag nach der faktischen Absetzung Hildebrands fünf Bundesräte nochmals auf die Seite des Untragbaren. Ein Ultimatum der elf Bankräte bewirkte die Annäherung an die Wirklichkeit.

#### Widmer-Schlumpfs gebogene Wahrheit

Die wendige Bundespräsidentin versuchte (wie üblich), sich mit den zwei dicken Lügen zu retten, Bankratspräsident Raggenbass habe sie ganz kurz vor der Aufzeichnung der «Arena» über Hildebrands verräterische E-Mails informiert und dabei die Meinung geäussert, diese änderten nichts an der Einschätzung der Vorgänge. Tatsächlich hat Raggenbass ihr die Dokumente schon «gegen 16.30 Uhr», also mehr als eine Stunde vor dem TV-Termin, vorgelegt. Und zur Entwarnung, die er angeblich ausgesprochen haben soll, erklärt der Bankratspräsident der *Weltwoche* schriftlich: «Ich habe keinen solchen Kommentar abgegeben.»

Die Bundespräsidentin biegt die Wahrheit und schiebt ihre Schuld auf Raggenbass. Und Schneider-Ammann verschliesst seine Augen vor den Realitäten. Wenn er im autorisierten Interview mit der *BaZ* weiterhin behauptet, der gestürzte SNB-Präsident habe weder rechtlich noch «moralisch [...] inakzeptabel» gehandelt, so sagt dies über den Fall Hildebrand nichts aus, umso mehr aber über das Rechtsverständnis des freisinnigen Bundesrats.

Mit der Fixierung der Euro-Untergrenze von Fr. 1.20 hatte Hildebrand die Wünsche und Forderungen des bedrängten Wirtschaftsministers und der ihm eng verbundenen Maschinenindustrie erfüllt. Der «unabhängige» Notenbankchef war das ausführende Organ des hilflosen Bundesrats. Im Gegenzug verlieh die Politik dem SNB-Präsidenten den Status eines Nationalheiligen. Dass Schneider-Ammann diese Kumpanei über Recht und tradierte Regeln stellt, macht ihn zum politischen Risiko: Freunden ist er offensichtlich mehr verpflichtet als der öffentlichen Ordnung. ○



Ultimatum der Bankräte: Hildebrand.



Wendig: Raggenbass, Widmer-Schlumpf.



Persilschein: EFK-Direktor Grüter.

# Sololauf in die Sackgasse

Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) wirkte in der Hildebrand-Affäre wenig souverän. Sie verlor sich in Widersprüchen und Nullaussagen. Führungsverantwortung nahm sie kaum war. *Von Andreas Kunz*



«Es ist jetzt so, wie es ist»: Finanzministerin Widmer-Schlumpf bei der Medienkonferenz am 11. Januar.

Der Mann ist unverdächtig. Werner Marti, ehemaliger Studienkollege von Eveline Widmer-Schlumpf, alt SP-Nationalrat und als früherer Glarner Regierungsrat Amtskollege der Bündnerin, beschreibt den Charakter der Bundespräsidentin in zwei knappen Wörtern: «Free Solo».

So steht es im Buch «Eveline Widmer-Schlumpf – Die Unbeirrbare», das die Publizistin Esther Girsberger nach den Bundesratswahlen veröffentlicht hat. Als Erklärung heisst es dazu: «Der Begriff aus der Kletterwelt bezeichnet die Begehung einer Kletterroute im Alleingang unter Verzicht auf technische Hilfs- und Sicherungsmittel – mit dem Risiko eines folgenschweren Absturzes.»

Es ist wohl die originellste, wenn nicht die zutreffendste Beschreibung eines Charakters, über den seit rund vier Jahren diskutiert wird. Ein «freies Solo» legte Widmer-Schlumpf da-

mals hin, als sie die Wahl in den Bundesrat annahm und damit die SVP spaltete. Einen Sololauf zeigte sie auch später, als sie sich von mehreren Chefbeamten und Mitarbeitern trennte und mitten in einer grossen Reorganisation das Amt wechselte. Und auch jetzt, in ihren ersten Wochen als Bundespräsidentin, hangelt sie sich mit dem Risiko eines Absturzes durch den Fall Hildebrand.

## «Es war ja seine Frau»

Es begann mit ihrem Auftritt in der «Präsidial-Arena» des Schweizer Fernsehens vom 6. Januar. Sie stand allein im Ring, die Bühne gehörte ihr, doch statt zu Öko-Steuern und Staatsbesuchen und zur Abgeltungssteuer musste die BDP-Bundespräsidentin zur Affäre um Nationalbank-Chef Philipp Hildebrand Stellung nehmen. Der Fall sorgte weltweit für Schlagzeilen, strittig war insbesondere die

Frage, ob Hildebrand selbst die fragliche Transaktion über 500 000 Dollar in Auftrag gegeben hatte oder ob es seine Frau gewesen war.

An einer Pressekonferenz tags zuvor hatte der Nationalbank-Präsident seine Unschuld beteuert. Er habe von der Transaktion erst am nächsten Tag durch seinen Kundenberater erfahren. Hildebrand stellte sogar ein E-Mail seiner Frau in Aussicht, das seine Version belegen würde. Eine Stunde vor ihrem «Arena»-Auftritt erfuhr Widmer-Schlumpf durch Bankratspräsident Hansueli Raggenbass allerdings von zwei anderen Dokumenten: Ein E-Mail sowie eine Notiz des Kundenberaters belasteten den Nationalbankpräsidenten schwer («... it is fine with you»).

Während die Bundespräsidentin also wusste, dass Hildebrand öffentlich die Unwahrheit gesagt, die Transaktion persönlich abgesehen

und dem Bundesrat Dokumente vorenthalten hatte, sagte sie vor versammeltem TV-Publikum wörtlich: «Herr Hildebrand hat alles offengelegt.» Sowie: «Wir haben überhaupt keinen Grund, nicht Vertrauen zu haben in Herrn Hildebrand.» Und: «Es war ja seine Frau, die die Transaktion gemacht hat.»

In ihrem Buch analysiert Autorin Girsberger Widmer-Schlumpfs Verhalten im Umgang mit ihren Mitarbeitern und Kollegen. «Fehler sind durchaus erlaubt. Aber der Versuch, sich herauszureden, zu mäandern, ist ihr zutiefst zuwider. Das Eingeständnis «Ich weiss es nicht, ich muss es abklären» ist ihr bedeutend lieber als das Reden um den heissen Brei.» Im Fall Hildebrand sah die Bundespräsidentin nicht nur über die Ausreden und Falschaussagen des Nationalbank-Chefs hinweg, sie begann ihrerseits, zu mäandern und um den «heissen Brei» herumzureden. Bereits nach drei Minuten Sendezeit startete sie in der «Arena» ein Ablenkungsmanöver, wechselte das Thema und sagte: «Ich muss jetzt schon noch etwas sagen, das ist mir ein Anliegen: Wie kommt man dazu, solche Daten zu veröffentlichen? Wir müssen ganz stark auch diese Seite anschauen und ganz knallhart untersuchen lassen.»

Und dann versuchte sie, sich persönlich herauszureden: «Wir haben nicht gewusst, dass das Reglement relativ lasch ist», sagte sie zur Frage nach den Vorschriften für Eigengeschäfte der Nationalbank-Direktion. In Tat und Wahrheit sass Widmer-Schlumpf persönlich als damalige Bündner Finanzdirektorin seit dem 1. Mai 2004 im Bankrat, im Mai 2007 wurde sie sogar Vizepräsidentin. Am 25. Juni 2004 revidierte der Bankrat das Reglement, das dem Direktorium den Kauf von Devisen und Aktien erlaubte.

### Wie eine unterlegene Strafverteidigerin

Es war das Reglement, das die Grundlage für Hildebrands Transaktionen darstellte, denn 2010 war es nur noch marginal geändert worden. Als das Wirtschaftsmagazin *Bilanz* die Bundespräsidentin auf diesen Widerspruch aufmerksam machte, verweigerte diese eine Stellungnahme. «Entweder sie kannte das Reglement nicht, dann hätte sie ihre Aufsichtspflicht verletzt. Oder sie wusste über die viel zu laschen Regeln Bescheid. Dann würde ihre «Arena»-Äusserung nicht der Wahrheit entsprechen», folgerte die *Bilanz*.

Im Gegensatz zu Widmer-Schlumpf reicheten dem Bankrat die beiden neuen Dokumente, um dem SNB-Präsidenten am Samstag nach der «Arena» das Vertrauen zu entziehen. Dem Vernehmen nach versuchte sich Hildebrand noch zu halten, indem er auf die Aussagen der Bundespräsidentin verwies, die ihn tags zuvor vor der ganzen TV-Nation noch gestützt hatte. Es nützte nichts, Hildebrand wurde das Vertrauen entzogen, und Widmer-Schlumpf musste am Sonntagmorgen eiligst

eine Telefonkonferenz des Bundesrates veranlassen, in der sie ihre Kollegen über die neuesten Entwicklungen orientierte und ihren waghalsigen Sololauf rechtfertigte.

«Ich bin Anwältin und Notarin, und das bin ich in meinem tiefsten Innern», sagt Widmer-Schlumpf in Girsbergers Buch, das den sinnigen Untertitel «Die Unbeirrbar» trägt. Und tatsächlich, selbst nachdem Hildebrand am Montag seinen Rücktritt bekanntgegeben und die beiden fraglichen Dokumente öffentlich gemacht hatte, hielt Widmer-Schlumpf wie eine unterlegene Strafverteidigerin weiterhin zu ihrem Mandanten und bedauerte in einem TV-Statement seine Demission.

### Realitätsferne Folgerung

Die nächste und (vorerst) letzte Etappe ihres Sololaufs absolvierte die Bundespräsidentin dann am Mittwoch an der Pressekonferenz nach der Bundesratssitzung. Sie wirkte sichtlich nervös, übte sich in Nullaussagen und begann wiederholt neue Sätze, ohne diese zu beenden. Ihre «Arena»-Aussagen habe sie «schriftlich festhalten lassen, um zu vergleichen, was ich gesagt habe mit diesem Kenntnisstand». Um dann realitätsfern zu folgern: «Sie lagen durchaus im Rahmen dessen, was ich vorher noch erfahren habe.» Erst «ab Montag» sei die Situation «eine völlig andere» gewesen, sagte Widmer-Schlumpf – obwohl sie bereits am Freitag die belastenden Dokumente gekannt und am Samstag von Hildebrands Absetzung erfahren haben musste. Sie relativierte ihr Verhältnis zu Hildebrand («Wir sind keine Duzfreunde»), verzichtete auf ein eigenes Urteil und schob die Verantwortung dem Bankrat zu («Man kann die neuen Dokumente entweder als Belastung oder als Nicht-Belastung sehen», habe ihr Bankrats-Präsident Hansueli Raggenbass vor der «Arena» gesagt).

Doch das Ende der Sackgasse war noch nicht erreicht. In der live übertragenen Pressekonferenz sagte die Bundespräsidentin, sie sei noch immer «zu keiner anderen Betrachtung des Falls gekommen nach den zwei Dokumenten» – und war damit wohl landesweit die Einzige (abgesehen von Bundesratskollege Johann Schneider-Ammann, siehe Seite 18). Sämtliche Medien hatten das E-Mail und die Notiz von Hildebrands Kundenberater in diesen Tagen ausführlich analysiert, und alle – ausser der Bundespräsidentin – waren sie zum Schluss gekommen, dass die Dokumente den Nationalbank-Präsidenten belasteten.

Partout wollte die Juristin von einer Kehrtwende im Fall Hildebrand nichts wissen. Sie habe eine «abschliessende Prüfung der neuen Dokumente» noch nicht erhalten, wich sie aus. Dies hänge davon ab, «wie schnell unsere Experten uns die Unterlagen zustellen, die wir in Auftrag gegeben haben». Erst wenn dieses Gutachten vorliege – «das kann ein paar

Monate dauern» – wolle sie wieder darüber orientieren, «was wir machen». «Gestützt auf das, was heute ist, kann ich das immer noch nicht beurteilen», sagte Widmer-Schlumpf. Es gebe «keine neuen Fakten», und sie könne es «heute nicht beurteilen, da wir die Ergebnisse des Prüfers nicht kennen». Mit dem Fall Hildebrand hat das Amtsjahr der Bundespräsidentin denkbar schlecht begonnen. Sie hat sich von einem Blender und langjährigen engen Arbeitskollegen vorführen lassen – obwohl sie längst genügend Informationen besass, um die Sachlage objektiv zu beurteilen. Dass sie überlegte, ihren «Arena»-Auftritt kurzfristig abzusagen, zeigt, wie brisant sie die neu aufgetauchten Dokumente in Tat und Wahrheit eingeschätzt hat. Ein weiteres Indiz dafür ist ihr späterer Relativierungsversuch, sie habe zur Besichtigung der Unterlagen vor der «Arena»-Sendung «nur 15 Minuten» Zeit gehabt.

Widmer-Schlumpf nahm ihre Führungsverantwortung als Bundespräsidentin nicht wahr. Das Krisenmanagement war kläglich. Sie verlor sich in Widersprüchen, Ausflüchten und Nullaussagen. Dabei hätte es der Bundesrat als Wahl-(und Abwahl-)Organ des Natio-

---

### Sie liess sich vorführen – obwohl sie Informationen besass, um die Sachlage objektiv zu beurteilen.

---

nalbank-Direktoriums in der Hand gehabt, die ganze Affäre mit der Absetzung Hildebrands still und frühzeitig zu beenden.

In Girsbergers Buch, dessen zweiter Untertitel lautet: «Die Frau, die Ja zu sagen wagte», erklärt Widmer-Schlumpf: «Ich bin eine ausgeprägte Sachpolitikerin und kann mit Taktiererei nicht viel anfangen.» Girsberger selber schreibt, dass sich die Bundespräsidentin «auch in schwierigen Situationen nicht von ihrem Weg abbringen» lasse. Als im Fall Hildebrand jedoch längst klar geworden war, dass sie mit Hildebrands Verteidigung einen Irrweg beschritt, versuchte sie in der «Arena» und einer Pressekonferenz weiterzutaktieren – bis alles nichts mehr nützte. «Es ist jetzt so, wie es ist», sagte sie vor den Medien abschliessend und ebenso viel- wie nichtssagend.

Man werfe ihr einen «perversen Charakter» vor, klagt Widmer-Schlumpf in Girsbergers Buch. «Die Beurteilung des Charakters einer Person, der man nie gegenübergesessen hat, geht einfach nicht an», sagt die Bundespräsidentin. «Wenn das jemand tut, mag ich nichts mit ihm zu tun haben.»

Unkommentiert blieb hingegen die Buchpassage, in der ihr ehemaliger Studienfreund, Amtskollege und alt SP-Nationalrat Werner Marti ihren «eigenmächtigen Charakter» als «Free Solo» mit dem «Risiko eines folgenschweren Absturzes» beschreibt. ○

# Der Dollar-Lebensstil des Notenbankers

Zentralbanker sind aus gutem Grund meist graue Figuren. Lässiges Auftreten, Weltläufigkeit, Reichtum und Charisma sind für Währungshüter nicht unbedingt erstrebenswert. Der gestürzte Notenbanker Philipp Hildebrand verirrt sich in falschen Umlaufbahnen. *Von John Gapper*



*Kombination von Hochfinanz und moderner Kunst:* Ehepaar Hildebrand.

Bei einem Hedge-Fund-Manager können Lässigkeit im Auftreten, Weltoffenheit, Reichtum und Sprachgewandtheit als positive Eigenschaften gelten, bei einem Notenbanker nicht unbedingt. Philipp Hildebrand ist letzte Woche von seinem Posten als Präsident der Schweizerischen Nationalbank (SNB) mit der denkwürdigen Überlegung zurückgetreten, ob er bei seinem Lebensstil nicht dennoch Zentralbankchef sein könne.

«Lebensstil», nicht einfach Leben – das ist das entscheidende Wort. Der Verkauf des hildebrandschen Chalets in Gstaad und Kashya Hildebrands zielstrebige Bemühungen, ihr Geldvermögen in Dollar und Schweizer Franken zu splitten, setzten einen Skandal in Gang. Philipp Hildebrand bestreitet jedes schuldhaft Verhalten, doch das Bekanntwerden ihrer Finanztransaktionen war zu misslich, als dass er seinen Job hätte behalten können.

## Ende des Glamours

Es war eine schlechte Woche für Notenbanker, die durch ihre Rolle in der Immobilienblase, dem Finanzcrash von 2008 und der anschließenden europäischen Schuldenkrise ins Rampenlicht katapultiert wurden. Während Philipp Hildebrand seinen Rücktritt bekanntgab, landete der libertäre republikanische Präsidentschaftskandidat Ron Paul, der die

US-Notenbank abschaffen will, bei den Vorwahlen in New Hampshire auf dem zweiten Platz hinter Mitt Romney.

Romney selbst steht wegen seiner Vergangenheit als Chef der Investmentfirma Bain Capital in der Kritik. Seine Gegner bezeichnen ihn als Finanzhai, der rechtschaffene Amerikaner um ihre Jobs brachte und gut daran verdiente, sehr gut sogar. Die drei Gründer des Hedge-Fund Carlyle Group sollen im vergangenen Jahr 413 Millionen Dollar eingestrichen haben.

Der «Dollar-Lebensstil» – besser gesagt der Offshore-Eurodollar-Lebensstil –, der von Hedge-Fund- und anderen Finanzmarkt-giganten gepflegt wird, ist heutzutage ausgesprochen unpopulär. Die Happy Few, die im Privatjet zwischen den internationalen Finanzzentren pendeln, zwischen der Art Basel Miami, den Golfstaaten und Davos (wo die Hildebrands inzwischen eine Ferienwohnung gekauft haben), verströmen nichts Glamouröses mehr.

Die Hildebrands gehörten nicht zu diesen Kreisen, standen ihnen aber nahe. «Ich habe ihn zum Christie's Dinner im «Dolder Grand» eingeladen», notierte ihr Banker im August in einem Aktenvermerk. «Leider wird Kashya nicht dabei sein, da sie in Dubai einen Geschäftstermin wahrnehmen muss.»

Die Kombination von Hochfinanz und moderner Kunst ist typisch für das Hedge-

Fund-Paar, das sie einmal waren. Kennen-gelernt hatten sie sich bei Moore Capital in New York, einem weltweit operierenden Hedge-Fund, für den er als Ökonom, seine spätere Frau Kashya Mahmoed als Devisen-händlerin tätig war.

Inzwischen betreibt sie in Zürich eine Galerie für moderne asiatische Kunst, doch ihr Gespür für ein gutes Geschäft ist so ausgeprägt wie eh und je. Die Hildebrands beschlossen, ihr Vermögen in Schweizer Franken und Dollar anzulegen, auch in der Annahme, ihre Tochter werde in den USA studieren, und der deutliche Kursanstieg des Frankens liess Kashya Hildebrand unruhig werden.

## Sie sollten langweilig sein

«Wir haben relativ spät geheiratet und haben von Anfang an eine Ehe, die sehr, wie soll ich sagen ... meine Frau ist eine starke Persönlichkeit», erklärte Hildebrand. Seine nicht minder wortgewandte Frau sagte im Schweizer Fernsehen, ihr sei der Dollar fast lächerlich billig erschienen, und kurz vor der Festsetzung eines Mindestwechsellkurses tauschte sie 400 000 Franken in Dollar.

Hildebrand sagt, er sei zurückgetreten, weil er nicht beweisen könne, dass seine Frau ohne sein Wissen gehandelt habe, doch das ist kein sehr gutes Argument. Ein Notenbankchef, der die Landeswährung mit offiziellen Reserven steuern kann, darf nicht zulassen, dass seine Frau Nutzen daraus zieht – das muss den Eindruck erwecken, als ginge privates vor öffentlichem Interesse.

Aus gutem Grund sind Notenbanker meist graue Figuren – oft Akademiker wie Mervyn King, der Chef der Bank von England, und Ben Bernanke, der Direktor der US-Notenbank. Sie haben enorm viel Macht mit begrenzter Rechenschaftspflicht – Zinsentscheidungen werden aus Sorge vor Inflation nicht den Politikern überlassen. Jeder Anschein von Parteilichkeit oder Käuflichkeit wäre daher fatal.

Notenbanken haben ohnehin reichlich Glaubwürdigkeitsprobleme. Unlängst freigegebene Sitzungsprotokolle der US-Notenbank von 2006 offenbaren einige peinliche Momente aus den letzten Tagen von Alan Greenspans Amtszeit, als das Fed noch überzeugt war, die Immobilienblase werde nicht platzen oder jedenfalls keinen nennenswerten Schaden anrichten. Diese heiteren, unbeschwernten Besprechungen klingen unglaublich selbstzufrieden.

Tim Geithner, der heutige Finanzminister, sprach von «unverändert positiven Wachstumsaussichten». Und eine Kollegin versicherte Greenspan, dass er seinem Nachfolger Ben Bernanke einen «extrem guten» Tennisschläger übergebe. Was anschliessend passierte, war alles andere als gut.

Auch in der Schweiz muss sich die Notenbank Kritik gefallen lassen. Christoph Blocher, der mit seinen Enthüllungen über Kashya Hildebrands Dollargeschäfte (gestützt auf Informationen eines Mitarbeiters ihrer Bank) den SNB-Chef zu Fall brachte, ist Präsident der rechtspopulistischen SVP, die, wie die Tea Party, für möglichst wenig Staat eintritt.

Hildebrand wirkte immer wie ein bunter Vogel im Nest der Notenbank. Er hat nicht

## Hildebrand wirkte immer wie ein bunter Vogel im Nest der Notenbank.

nur in Toronto und Oxford studiert und bei einem Hedge-Fund gearbeitet, er war überdies ein ansehnliches Mitglied der Schweizer Schwimernationalmannschaft.

In der Praxis hat er den Schweizer Banken keine Gefälligkeiten erwiesen – er erliess überaus strenge Kapitalvorschriften, und unter seinen Kollegen genoss er hohes Ansehen. Aber genau wie seine Frau muss auch der oberste Währungshüter selbst über jeden Verdacht erhaben sein.

Die Welt der Notenbanken wird ohne die Hildebrands weniger faszinierend sein, doch fürs Erste sollte sie möglichst langweilig und solide sein. Der Preis für den Dollar-Lebensstil ist hoch.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.  
© The Financial Times

## Medien

### «Hort der Redlichkeit»

Während Schweizer Zeitungen Hildebrands Rücktritt bedauern, werden im Ausland skeptischere Töne angeschlagen.

Die ausländische Presse hat den Abgang von Ex-Nationalbank-Präsident Philipp Hildebrand insgesamt kritischer gesehen als die Schweizer Publizistik. Die *Süddeutsche Zeitung* berichtete von «zweifelhaften Devisengeschäften» und von einem «Skandal», der sich einreihe «in eine Abfolge von Affären und Pannen, die das Bild der Eidgenossenschaft als Hort der Redlichkeit und Zuverlässigkeit in den vergangenen Monaten in Mitleidenschaft gezogen haben».

Das deutsche *Handelsblatt* sieht «eklatante Schwächen im Verhaltenskodex» der Nationalbank. Zwar habe Hildebrand betont, die Schweizer Vorschriften würden europäischen Standards entsprechen, doch die Zeitung widerspricht: «Jeder Supermarkt hat bessere Compliance-Regeln als die Schweizerische Nationalbank [SNB]», schreiben die Korrespondenten. Bei der Europäischen Zentralbank sei es klar: «Private und persönliche Interessen umfassen jeden möglichen Vorteil für sich selbst, ihre Familien, sonstige Verwandte oder ihren Freundes- und Bekanntenkreis.»

In die gleiche Kerbe schlägt der britische *Economist*, der sich wundert, dass die Schweizer Nationalbank gedacht habe, mit solchen «Verfehlungen» (*failings*) durchzukommen: «Der Skandal hat die SNB daran erinnert, wie wichtig der Eindruck unanfechtbarer Integrität ist für den Ruf einer

Notenbank.» Das Blatt geht vor allem mit dem Bankrat hart ins Gericht, der «schwach» reagiert habe auf die Vorwürfe gegen Hildebrand.

#### Schaden für die «Marke Schweiz»

Selbst für die geradezu provozierend Hildebrand-freundliche *Financial Times* deuten Hildebrands Währungsgeschäfte «im besten Fall» auf «Sorglosigkeit» und «mangelhafte Urteilsfähigkeit» hin. Der «Dollar-Lifestyle» des Notenbankers habe dazu geführt, dass die Hildebrands vielleicht den «Buchstaben», aber nicht dem «Sinn» der SNB-Regeln getreu gehandelt hätten. Ausserdem kritisierte die Zeitung auch die Aktienkäufe des Präsidenten im letzten August immerhin als «überraschend». Den Schlusspunkt unter die Berichterstattung setzte der Beitrag des Kolumnisten John Gapper, den wir nebenstehend nachdrucken.

Der Londoner *Guardian* kommentiert den Rücktritt Hildebrands als Folge von Vorwürfen, seine Frau habe von *insider dealing* profitiert. Hildebrand war laut *Guardian* der bestbezahlte Notenbank-Präsident der Welt. Besonders auffällig fand die Zeitung auch den Dollarkauf Hildebrands im März 2011 in der Höhe von 1,173 Millionen. Für das *Wall Street Journal* «beschädigte» Hildebrand mit seinen Privatgeschäften die «Marke Schweiz». (ww)



Florastrasse 44 | CH-8008 Zürich

T 044 420 11 11  
F 044 420 11 12

<b>Bekanntes Wirtschaftsforum</b> Umsatz: CHF 450'000.– Preis: CHF 670'000.–	<b>Textilreinigungen/Wäschereien</b> Umsatz: CHF 3'500'000.– Preis: CHF 2'800'000.–	<b>Handel und Montage in der Baubranche</b> Umsatz: CHF 1'850'000.– Preis: CHF 750'000.–
<b>Glasverarbeitungsunternehmen</b> Umsatz: CHF 652'000.– Preis: CHF 390'000.–	<b>Handelsfirma Bereich Wasseraufbereitung</b> Umsatz: CHF 1'800'000.– Preis: CHF 1'100'000.–	<b>Inneneinrichtungsgeschäft Kanton Zug</b> Umsatz: CHF 533'000.– Preis: CHF 150'000.– (+ Warenlager)
<b>Attraktive Reinigungsfirma</b> Umsatz: CHF 590'000.– Preis: CHF 700'000.–	<b>Top eingeführtes Master-Franchising</b> Marktführer Preis: CHF 4'200'000.–	<b>B2B-Metallverarbeitungsfirma Ostschweiz</b> Umsatz: CHF 948'000.– Preis: CHF 1'195'000.–
<b>Dienstleister Bereich Seniorenbetreuung</b> Umsatz: CHF 3'100'000.– Preis: CHF 3'700'000.–	<b>Detailhandelsgeschäft Top Lage in Zürich</b> Top Standort Preis: CHF 500'000.–	<b>Reizendes Schmuck- und Uhrengeschäft</b> Umsatz: CHF 350'000.– Preis: CHF 350'000.–

[www.businessbroker.ch](http://www.businessbroker.ch)

# Vertuschter Schuldenberg

Gemäss offiziellen Zahlen sinkt die Belastung der Schweiz seit Jahren. Die Realität sieht anders aus: Nie zuvor war die Verschuldung höher. Bedeutende Verpflichtungen gegenüber zukünftigen Generationen werden in der amtlichen Statistik ausgeklammert. *Von Pierre Heumann*

Sonderfall Schweiz: Während die Zukunft der meisten Staaten durch ungedeckte Verpflichtungen belastet wird, trumpfen die Eidgenossen mit ihrer Schuldenstatistik auf. Auch im Ausland gilt das Land als Hort der Stabilität. Bis 2005 stiegen die Schulden des Bundes zwar regelmässig an. Sie sind jetzt fast drei Mal höher als vor dreissig Jahren. Doch die Schuldenbremse, die 2003 beschlossen und 2006 erstmals angewandt wurde, zeigt Wirkung. Die Schulden nehmen ab – und das ist angesichts der prekären Lage in den Euro-Ländern eine kleine Sensation.

Bei vielen Politikern im Ausland gilt die Schweiz deshalb als Vorbild für eine gesunde Finanzpolitik. Leider nicht ganz zu Recht. Denn die offizielle Statistik beschönigt die wahre Höhe des Schuldenberges. Milliarden-schwere Zusagen an künftige Generationen, die nicht gedeckt sind, werden in der offiziellen Statistik ausgeklammert.

Beginnen wir mit dem Positiven, mit dem Lebenswerten. Erstens, die Schuldenbremse des Bundes wirkt. Die Schulden des Bundes fielen von 130 Milliarden (2005) auf 110 Milliarden Franken (2010) zurück. Die Gesamtverschuldung pro Person nahm ebenfalls ab. Bei Bund, Kantonen, Gemeinden und Sozialversicherungen ging sie von 32 000 Franken (2005) auf knapp 27 000 Franken (2010) zurück. Im Vergleich zu Ländern, die von der Schuldenlast erdrückt werden, ist das eine stolze Leistung – das Resultat der Schuldenbremse im Bundeshaushalt, die 2006 erstmals wirksam wurde. Seither konnten die Schulden abgebaut werden.

## Pseudo-Entlastung

Die Zahlen der Eidgenössischen Finanzverwaltung beschönigen jedoch das wahre Ausmass der Verbindlichkeiten. Wichtige Faktoren bleiben unberücksichtigt, die für die Abschätzung der künftigen Verschuldung relevant sind. Dazu gehören zum Beispiel die Fehlbeträge in den öffentlich-rechtlichen Pensionskassen.

Die Schuldenbremse allein ist kein Wundermittel zur Sanierung des Bundeshaushaltes. Bei den Sozialversicherungen greift sie nicht. Der Ausbau des Sozialstaates wird mit einem ungedeckten Check auf die Zukunft finanziert.

1990 beliefen sich die Schulden der Sozialversicherungen noch auf bloss 57 Millionen Franken. Doch schon bald erreichten sie Milli-

ardenbeträge. Unterdessen sind es nicht weniger als 7,4 Milliarden Franken. In einzelnen Jahren mag die Rechnung der Sozialversicherungen ausgeglichen sein – wenn zum Beispiel eine gute Konjunktur die Arbeitslosenkassen entlastet, das Anlagevermögen an der Börse gut verzinst wird oder Sonderbeiträge anfallen. Doch im Gegensatz zu den Staatsausgaben weist der Trend bei den Sozialwerken ungebremst nach oben, ohne dass die Politik griffige Gegenmassnahmen ergreift.

Langfristspektiven der öffentlichen Finanzen würden durch die zunehmende Alterung der Gesellschaft belastet, hiess es bereits



Zustupf vom Steuerzahler: Regierungsrätin Gut.

vor vier Jahren warnend in einem Bericht der Eidgenössischen Finanzverwaltung: «Ein zu langes Hinauszögern notwendiger Reformen würde unseren Sozialstaat gefährden.»

Dazu tragen zwei Faktoren bei. Bei der Invalidenversicherung, die seit 1993 rote Zahlen schreibt, kommt derzeit jedes Jahr rund eine Milliarde Franken an neuen Schulden hinzu – heute beträgt die Verschuldung knapp 15 Milliarden. Bis ins Jahr 2017 ist ein Teil der Mehrwertsteuereinnahmen für die Finanzierung der IV reserviert. Bis dann soll die Verschuldung auf 5 Milliarden verringert werden. Dabei handelt es sich freilich bloss um eine optische Aufbesserung, um eine Pseudo-Entlas-

tung. Danach wird es schwierig sein, den Schuldenberg weiter abzubauen, zumal der Sparwille gering ist.

Eine Belastung ist auch die AHV: Sie wird aufgrund der radikalen demografischen Veränderungen «mittelfristig Finanzierungslücken haben», sagen Experten des Bundesamtes für Sozialversicherung voraus. Die Lebenserwartung nimmt stetig zu, die Zahl der Beitragszahlenden pro Rentner geht zurück, die Geburtenrate stagniert. «Die heutige AHV ist nicht in der Lage, eine solche Entwicklung ohne Massnahmen zu bewältigen», schrieb das Bundesamt für Sozialversicherungen nach dem Scheitern der letzten Reformen der AHV.

## Staatsangestellte sind privilegiert

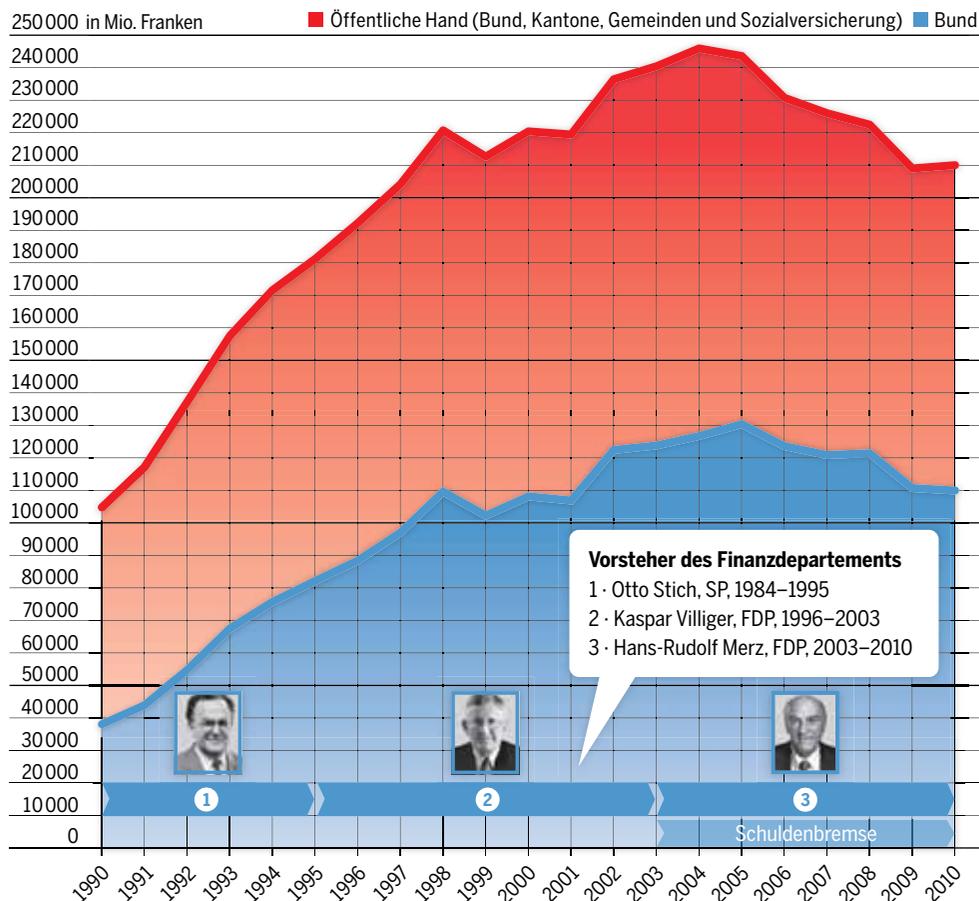
Der Trend ist beunruhigend. Seit 1950 hat sich die Sozialausgabenquote (in Prozent vom Sozialprodukt) von 7,6 Prozent auf rund 27 Prozent erhöht. Der Handlungsbedarf ist offensichtlich. «Aber Anpassungen sind bei den Leistungen politisch nur schwer und höchstens sehr langfristig durchsetzbar», sagt Jérôme Cosandey vom Think-Tank Avenir Suisse. Die Zwangsabgaben, sprich AHV-Beiträge, lassen sich nicht grenzenlos erhöhen, weil das die internationale Konkurrenzfähigkeit reduzieren würde. Seit 1995 wurden die Beträge zwar erhöht, welche die Sozialwerke aus dem Topf der Mehrwertsteuer erhalten. «Diese Massnahmen werden nicht ausreichen, um die sich abzeichnende finanzielle Schiefelage der AHV zu bewältigen», sagt Cosandey. Noch ist die Schuldenquote bei den Sozialversicherungen niedrig, auch im Vergleich zu OECD-Werten. Aber sie nimmt beängstigend schnell zu. 2008 lag sie bei 0,8 Prozent, 2010 bereits bei 1,4 Prozent. Damit steigt sie stärker als im OECD-Raum.

Zu den massiven Belastungen durch AHV und IV kommen weitere Milliardenbeträge hinzu, die künftig in den öffentlich-rechtlichen Pensionskassen fehlen werden.

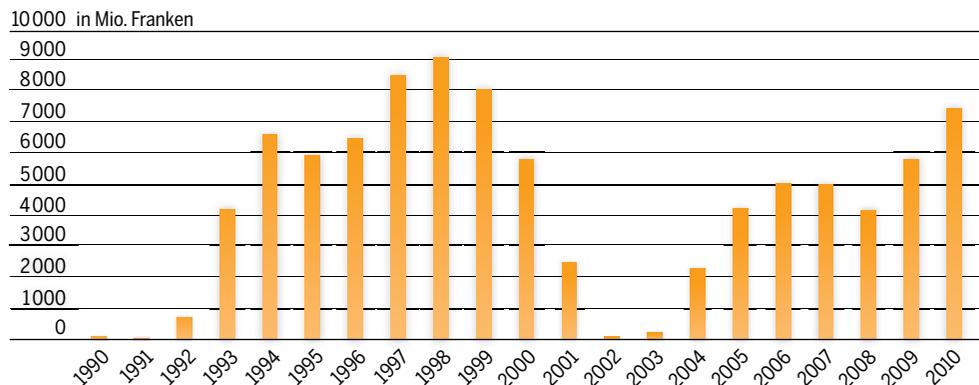
In einer privilegierten Lage sind Staatsangestellte. Stellt eine private Pensionskasse zu hohe Leistungen in Aussicht, müssen sich die Firma und die Angestellten gemeinsam an der Sanierung der Kasse beteiligen, zum Beispiel in Form höherer Prämien. Hat aber eine öffentlich-rechtliche Kasse, bei der Angestellte des Bundes, einer Gemeinde oder eines Kantons arbeiten, zu wenig Geld, springt der Staat ein: Um seine Pensionskasse zu sanieren, kann

## Verdoppelung in 20 Jahren

Die Verschuldung geht zurück – aber nicht schnell genug



## Schulden der Sozialversicherungen



Die Schuldenbremse wirkt (Grafik oben) – doch die Belastung der Sozialversicherungen steigt weiter (unten).

er Schulden machen, Steuern erhöhen oder das Budget anpassen. Alles geht letztlich zu Lasten des Steuerzahlers.

Bei den meisten öffentlich-rechtlichen Pensionskassen sind die Vermögen kleiner als die Verpflichtungen, die sie eingegangen sind. Bei ihnen sind im Durchschnitt bloss 88,2 Prozent der Zusagen durch vorhandenes Kapital gedeckt. Jede fünfte öffentlich-rechtliche Pensionskasse bringt es nicht einmal auf einen Deckungsgrad von 80 Prozent. In der französischen Schweiz ist das Ausmass der nicht abgedeckten Zusagen besonders prekär. So hat die Beamtenkasse des Kantons Genf einen Deckungsgrad von lediglich 56 Prozent.

Die Experten streiten sich zwar über das Ausmass des Fehlbetrages. Aber sie sind sich einig, dass es sich um mehrere Dutzend Milliarden Franken handelt, die zur Schuldenlast des Staates hinzugezählt werden müssen.

### Sonderbare Argumente

Am tiefsten fällt die Schätzung des Bundesamtes für Sozialversicherung aus. Es geht von 26 Milliarden Franken aus. SVP-Nationalrat Hans Kaufmann veranschlagt die Fehlbeträge in den öffentlich-rechtlichen Kassen auf rund 30 Milliarden Franken. Noch höher ist die künftige Verpflichtung gemäss den Berechnungen von Avenir-Suisse-Experte Cosandey.

Den öffentlich-rechtlichen Kassen fehlten derzeit 50 Milliarden Franken, sagt er.

26, 30 oder 50 Milliarden Franken: Wie hoch das Ausmass der nicht gedeckten Verpflichtungen gegenüber den künftigen Rentnern ausfällt, hängt von einer Reihe von Faktoren und Annahmen ab. Je länger die Renditen im Keller bleiben, desto tiefer fallen die Kapitalerträge aus. Je nach Annahme zur Zinsentwicklung verändert sich die Schuldenhöhe. Auch die Reglemente der Kassen können die künftigen Einnahmen und Verpflichtungen der Pensionskassen beeinflussen. Sie können so umgeschrieben werden, dass die Prämien erhöht, die Leistungen gekürzt oder Bedingungen für die Frühpensionierten verändert werden.

Ein Blick in die jüngste Vergangenheit zeigt: Der Steuerzahler zahlt drauf, wenn die Staatsangestellten zu wenig Prämien bezahlt haben. So haben bundesnahe Pensionskassen seit 1998 36 Milliarden aus Bundesmitteln erhalten. Manager öffentlich-rechtlicher Kassen rechtfertigen den grosszügigen Zustupf mit

## Der Fehlbetrag beläuft sich auf mehrere Dutzend Milliarden Franken.

einem sonderbaren Argument. Die Kassen von Bund, Kantonen und Gemeinden könnten sich stets auf die Staatsgarantie verlassen, und deshalb sei es nicht nötig, dass die Öffentlich-Rechtlichen voll ausfinanziert würden.

Einfach ausgedrückt: Was dem Beamten nicht als Prämie vom Lohn abgezogen wird, muss später der Steuerzahler nachschliessen. So soll die kantonalzürcherische Pensionskasse BVK aus der Staatskasse 2,6 Milliarden Franken erhalten, um das Loch zu stopfen, was mit Steuererhöhungen finanziert werden soll; dies gemäss dem von der Zürcher Finanzdirektorin Ursula Gut letzten November vorgestellten Sanierungsplan. Zürich ist kein Einzelfall: In den Vorsorgeeinrichtungen des Berner Kantonspersonals beläuft sich der Fehlbetrag auf drei Milliarden Franken – Steuererhöhungen zeichnen sich bereits ab.

Die Berücksichtigung der tatsächlichen Verpflichtungen der öffentlichen Hand hat Konsequenzen. Zählt man sie zu den ausgewiesenen Schulden, relativiert sich die Lage des Musterlandes Schweiz. Der Schuldenberg des Staates erhöht sich dann nämlich von den offiziell ausgewiesenen 210 Milliarden Franken auf rekordverdächtige 240 bis 260 Milliarden Franken. Damit ist die Verschuldung der Schweiz zwar weniger dramatisch als in Deutschland oder Frankreich. Doch das ist ein schwacher Trost: Nie zuvor war die Verschuldung in der Schweiz höher – auch nicht, bevor die Schuldenbremse des Bundes wirksam wurde. Bund, Kantone und Gemeinden stehen an den Finanzmärkten deshalb besser da, als es der Realität entspricht. ○

QUELLE: BFS – STATISTISCHES LEXIKON DER SCHWEIZ



Heller, freundlicher – 322 Sonnentage: St. Moritz Dorf, um 1900.

## Mythos Engadin

Die Alpenkulisse des Engadins zog zuerst die sportverliebten Engländer und dann den internationalen Jetset an. Heute will jeder, der es sich leisten kann, ein Haus in St. Moritz. Auf den Spuren der Engadiner Erfolgsgeschichte: Warum das Tal die begehrteste Destination der Alpen ist. *Von Florian Schwab*

Als der Zuger Rohstoffhändler Glencore kürzlich an die Börse ging, gab es für Chef Ivan Glasenberg kein Verstecken mehr: Sein Name wurde ebenso publik wie sein Milliardenvermögen. In St. Moritz liess das aufhorchen, denn hier war Glasenberg einer von Dutzenden namenlosen Reichen. Bis zu hundert Millionen Franken kosten die prachtvollen Anwesen am diskreten Suvretta-Hang.

Zu den bekannten Anwohnern gehören Urs E. Schwarzenbach und der indische Magnat Mittal, die italienische Unternehmerdynastie Agnelli, die Familie des schwedischen Möbelkönigs Ingvar Kamprad, die griechischen Reeder-Clans Onassis und Niarchos. Vertreten sind auch Ex-Credit-Suisse-Chef Lukas Mühleman und Franke-Eigentümer Michael Pieper. Der Platz oberhalb von St. Moritz ist knapp, und nur die ganz Reichen leisten sich ein Haus. Das schmale Bergsträsschen «Via Suvretta» liegt

auf Platz sechs der «World's Richest Streets», nach absoluten Top-Lagen in den Metropolen der Welt. Auf statusbewusste Neureiche übt die Anballung von Prominenz eine unheimliche Faszination aus und setzt einen Herdentrieb in Gang, der die Preise in die Höhe treibt und mittlerweile ins ganze Tal ausstrahlt. An der Entwicklung der Häuserpreise könne man den Wert von St. Moritz im globalen Establishment ablesen, meint Hanspeter Danuser, der dreissig Jahre lang als Kurdirektor für St. Moritz ins Alphorn stiess: «Die Häuserpreise sind der Markt. Und auf dem Markt ist St. Moritz unschlagbar.» Doch warum ausgerechnet das Engadin, warum St. Moritz?

### Der «Geist des Ortes»

Wenn man sich in St. Moritz nach den Gründen für den triumphalen Höhenflug umhört, fällt immer ein Stichwort zuerst: die Land-

schaft. Die im Sommer grün leuchtenden Seen. Der Wasserreichtum. Die Kargheit. Urs Kienberger vom Hotel «Waldhaus» in Sils spricht vom «Geist des Ortes», der laut St. Moritzer Berechnungen 322 Sonnentage gewährleistet. Das Engadin gehört zur Alpensüdseite, wodurch das Wetter meist besser ist als in den weiter nördlich gelegenen Alpentälern. Diese «unteren» Destinationen wie Klosters oder Davos haben das Handicap, dass sie vergleichsweise weit unterhalb der Waldgrenze liegen. Deren dichte Kiefernwälder strahlen einen Hauch von Dürre und Bedrohlichkeit aus. Erst weiter oben verdrängt die schlanke Lärche die wuchtige Kiefer, und allgemein wird der Wald dünner, heller und freundlicher. Von Dichtern wie Friedrich Nietzsche, Hermann Hesse und Thomas Mann wurde das Engadin besungen. Von Malern aufgrund seines einmaligen Lichts geliebt. Genauso wie an



*Erster Tourismus-Strategie: Johannes Badrutt.*



*«Viel für St. Moritz getan»: Gunter Sachs, 1969.*

der Côte d'Azur das Wasser offenbar noch ein bisschen blauer glitzert als anderswo, glänzt im Engadin der Schnee noch etwas weisser.

### **Badrutt: Kunstschmied und Pionier**

Doch die Landschaft alleine reicht nicht. Es brauchte willensstarke Unternehmerpersönlichkeiten, welche das Engadin veredelten. Die Linie der zukünftigen Entwicklung gab Johannes Badrutt als erster Tourismus-Strategie vor, ein Kunstschmied aus Samedan. Er kaufte 1856 die damalige Pension «Faller» in St. Moritz und baute sie zum Grandhotel «Engadiner Kulm» um.

Als erster Hotelier in den Hochalpen kam Badrutt auf die Idee, Luxuspaläste in luftiger Höhe zu errichten. Auf höchstem technischen Niveau. Sein «Engadiner Kulm» war das erste Grandhotel mit elektrischer Beleuchtung. Es bot mit Neuheiten wie fliessendem Wasser, Wasserklosetts, Heizung und hydraulisch angetriebenen Liften einen bahnbrechenden technischen Standard. Ein solcher Komfort in der gesunden Bergluft – welch ein Kontrast zu den Stadtwohnungen des Unterlandes, wo damals die Industrialisierung mit Lärm und Luftverschmutzung voranschritt.

Badrutt setzte dem das Versprechen von Erholung und Gesundheit entgegen. Er erkann-

te, dass man den traumhaften Winter nur richtig vermarkten musste, um eine wohlhabende Klientel anzuziehen. Symbolhaft dafür steht die hundertfach zitierte Gründerlegende, nach der Johannes Badrutt mit einigen englischen Gästen seines Hotels im Sommer 1864 die folgende Wette abgeschlossen habe: Die Sonne schein auch im Winter so kräftig, dass man in Hemdsärmeln spazieren könne. Andernfalls würde er den Gästen ihre Heimreise nach England bezahlen. Diese Legende ist wahrscheinlich falsch, aber sie zeigt, dass die Pioniere ein damals noch völlig neues Geschäftsfeld erfanden: den alpinen Wintertourismus mit internationalem Anspruch.

Der Erfolg des «Kulm»-Hotels im Luxustourismus machte Schule. Einige Jahre später zog Johannes Badrutts Sohn Caspar mit dem «Palace»-Hotel nach. Neben den Badrutts bauten die Familien Bon und Candrian das Hotel «Suvretta House», im etwas abgelegenen Sils errichtete die Familie Giger das Hotel «Waldhaus», das als einziges der ersten Grandhotels nach wie vor in Familienbesitz ist.

Der Gründergeist wurde befeuert von der liberalen Bundesverfassung von 1848. Der Hotelier als Unternehmer, nicht als Dienstleister für den Adel. Auch ein finanzieller Hintergrund war im Engadin bereits vorhanden,

## **Künstler**

### **«Hier ist mir am wohlsten auf Erden»**

**Das Engadin wirkt auf Maler und Schriftsteller seit je wie ein Magnet.**

Als der an chronischen Kopfschmerzen leidende Philosoph Friedrich Nietzsche 1879 nach Sils-Maria kam, war er erst einmal abgestossen. Er beklagte sich bitterlich darüber, dass das Engadin von deutschen und Basler Touristen überschwemmt sei. Seine Abneigung war von kurzer Dauer. «Hier im Engadin ist mir bei weitem am wohlsten auf Erden», schwärmte er später. Sieben Sommer verbrachte er im Tal, hier arbeitete er an weltberühmten Werken wie dem zweiten Teil von «Also sprach Zarathustra» oder «Der Antichrist».

Die Schönheit der Landschaft und die klare Luft zogen immer wieder Schriftsteller und Künstler ins Engadin. Marcel Proust, Paul Celan, Thomas Mann, Hermann Hesse, Rainer Maria Rilke, Jean Cocteau oder Thomas Bernhard sind nur die bekanntesten Namen auf der langen Liste von Autoren, die hier Inspiration und Ruhe fanden. Nicht selten fand das Tal in der einen oder anderen Weise Einzug in ihrem Werk.

Die «reine scharfe Lichtwelt» (Nietzsche) des Engadins, die so viele Künstler in den Bann zog, hat der Maler Giovanni Segantini wie kein Zweiter festzuhalten vermocht. Seine Gemälde erzielten heute an Auktionen Einnahmen in Millionenhöhe. Die letzten Lebensjahre, von 1894 bis 1899, lebte er in Maloja. Sein grosses Projekt, für die Weltausstellung in Paris 1900 ein gigantisches «Panorama des Engadins» zu malen mit einem 360-Grad-Rundblick auf die Berge, scheiterte allerdings an den Kosten. 1908 eröffnete in St. Moritz das Segantini-Museum, es gehört noch immer zu den wichtigen Touristenattraktionen des Engadins.

Für die meisten Künstler ist das Engadin heute zu teuer geworden, sieht man von den Stars und Sternchen aus der Film- und Popmusikszene ab, die sich in den Ferienmonaten in St. Moritz blicken lassen. Die Kunst spielt trotzdem eine bedeutende Rolle im Tal. Einige renommierte Galerien haben in St. Moritz eine Niederlassung errichtet, verschiedene Musik- und Kunstfestivals bieten hochstehende Programme. Die Symbiose von Natur und Kunst ist kaum irgendwo so ausgeprägt wie im Engadin.

*Rico Bandle*

## Restaurants

# Hausmannskost und teure Pizzas

Essen wie Gott in St. Moritz – ein kleiner Gastroführer.

Von Mark van Huisseling



Um dabei zu sein: «Badrutt's Palace».

«Pizzeria Heuboden» der «Chesa Veglia» — In dem schönen alten Haus mitten im «Dorf» (mit Valet-Parking) gibt es feine *pizze*. Diese sind vermutlich die teuersten *pizze* der Schweiz, was aber trotzdem auf einen eher niedrigen Gesamtrechnungsbetrag herauskommt – für St. Moritz. Gut für *people watching*, Reservierung notwendig (und nicht leicht zu bekommen).

«Clavadatsch-Hütte» — Vielleicht die beste Küche / die schönste Terrasse / das gemütlichste Lokal, die / das man auf Ski erreichen kann (Bratwurstschnecke mit Feigensenf, hausgemacht, versuchen). Ein weiteres Glanzlicht nach dem Essen: Man fährt runter zu der Sesselbahn Suvretta-Randolins und schwebt beim Hochfahren über die möglicherweise teuersten Häuser der Welt.

Halle in «Badrutt's Palace» — So muss ein Grandhotel resp. die Bar in der Lobby eines Grandhotels aussehen. Um dabei zu sein, wenn auch nicht dazuzugehören, lässt man einen Tisch reservieren um, sagen wir, 17.00 Uhr und zieht sich vorher um respektive anständig an – in Skibekleidung hingehen ist *bad form*, ausser man wohnt im Haus.

Restaurant «Murtaröl» — Es überrascht, dass man den frischesten Fisch, Hummer

und so weiter weit weg vom Meer bekommt. In einem Restaurant in Plaun da Lej, einem Ort, der aus fünf Häusern besteht (*en route* zum Malojapass). Der Grund: Der Restaurantbetreiber, Herr Walther, fährt frühmorgens auf den Fischmarkt von Mailand. Er ist der einzige Ausländer, soviel ich weiss, der dort einkaufen darf.

«La Baracca» auf dem Parkplatz West — Das beste Lokal – zum darüber Streiten. Die einen mögen alles daran, die anderen finden alles schlecht (das Essen, sogenannte Hausmannskost, die Sitzgelegenheiten, lange Bänke ohne Rückenlehne zum Teil, die Bedienung, junge, nur englisch sprechende Leute manchmal). Ich mag das Restaurant und den Wirt, Max. Bloss wenn er sagt, er habe ein super Weinangebot, nur für einen, sollte man ablehnen, seine «Angebote» kann man sich fast nicht leisten.

«Dracula Club» — Man geht nicht zum Essen hin, logisch. Aber falls man dort ist und isst, kann man nicht anders, als den Betreibern mit hohem Respekt begegnen – ich kenne kein anderes Lokal, in dem die Leistung des «Kochs» schlechter ist und die Stimmung trotz (oder wegen) dem besser bleibt. Hingehen, falls man einen findet, der einen mitnimmt.

«Stüva» im Hotel «Guardalej» in Champfèr — Dort sieht es aus, wie wenn man einem Kind sagen würde: «Zeichne eine Engadiner Stube» (falls das Kind sehr gut zeichnen kann). Und das Essen ist ebenfalls so, wie man es sich wünscht.

«Bellavista» in Surlej (Silvapiana) — Wer gerne essen möchte wie ein Jäger, aber keiner ist, geht dorthin. Und das meine ich im Wortsinn – man geht, zu Fuss. Schöner Spaziergang, von Champfèr oder Suvretta dauert es 40 Minuten bis eine Stunde, je Wegstrecke. Das Gämragout zum Beispiel hat man dann verdient.

«Kura» im Hotel «Laudinella» — Ein Restaurant, in dem man vergisst, dass man sich in St. Moritz (Bad) befindet: leichte, japanische Küche, in einem einfach eingerichteten Lokal im *sousparterre* («Kura» ist japanisch und bedeutet «Keller», hat man mir gesagt) zu niedrigen Preisen.

obwohl das Tal insgesamt noch bitterarm war. In den Jahrhunderten zuvor waren etliche der zahlreichen Auswanderer steinreich zurückgekehrt. Sie hatten sich als Zuckerbäcker weltweit Ruhm und Vermögen erworben, auf dem im Engadin der Tourismus aufgebaut werden konnte. Mehr als andere Gegenden war das Engadin daher bereits weltoffen und trat den internationalen Gästen positiv entgegen. Urs Kienberger, der zur Familie gehört, die seit mehr als hundert Jahren das «Waldhaus» in Sils führt, erklärt: «Man fand bereits im 19. Jahrhundert Einheimische, die russisch sprachen.» Welches Alpental kann das noch von sich behaupten?

Die Nachfolger Badrutts blieben seiner Strategie treu. Badrutts jahrzehntelanger Nachfolger als touristischer «Chefstrategie» war der

## «Man fand bereits im 19. Jahrhundert Einheimische, die russisch sprachen.»

Dorfpfarrer Camille Hoffmann, der von der Kanzel herunter verhinderte, dass, wie in Davos, riesige Kliniken gebaut wurden. Gesundheit statt Krankheit als Marken-Kernaussage.

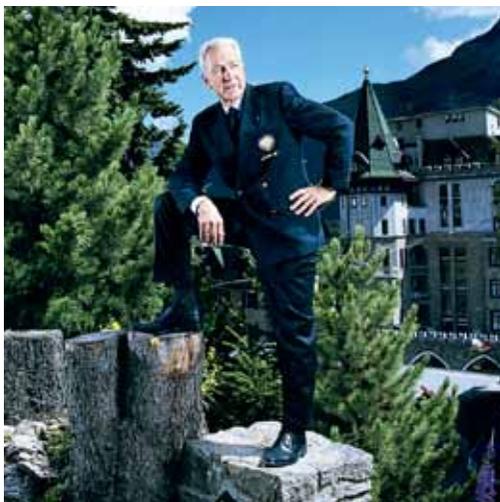
Unter Hoffmann begann St. Moritz noch einen zweiten Markenkern zu entwickeln: den Wintersport. Insbesondere die zahlreichen englischen Gäste waren begeisterte Sportler. Auf ihren Wunsch hin bauten die St. Moritzer die erste Bobbahn und den ersten Skilift.

Um die sportlichen Aktivitäten herum entwickelten die englischen Gäste einige der prestigeträchtigsten Privatklubs der Welt, deren Mitglieder weitgehend geheim gehalten werden. Die sozialen Bindungen und Kontakte waren ein guter Grund, jedes Jahr nach St. Moritz zu kommen und auch die eigenen Kinder früh in die Gesellschaft einzuführen.

Etwa fünfzig solcher Privatklubs gibt es in St. Moritz, und sie sind schon lange nicht mehr den Engländern vorbehalten. «Alteingesessener Blut- und Geldadel», sagt einer, der es wissen muss. Die meisten stammen aus der Gründerzeit. Um den Titel des «exklusivsten Klubs der Welt» könnte sich der «Corviglia Club» bewerben, der nur 160 Mitglieder hat.

In die Entstehungszeit der Grandhotels fällt die Gründung einer anderen Institution: Im Jahr 1904 wurde das Lyceum Alpinum Zuoz gegründet. Diese Privatschule geht eine Symbiose ein mit St. Moritz, indem sie die treuesten Engadin-Fans hervorbringt, die ein Leben lang ins Tal zurückkehren. Ein jüngeres Beispiel ist Gunter Sachs, langjähriger Präsident des «Dracula's Ghost Riders Club», der ähnlich exklusiv ist wie der «Corviglia Club». «Die Familie Sachs hat unheimlich viel für St. Moritz getan», bestätigt der ehemalige Kurdirektor.

Zusammengefasst: Zwischen 1848 und dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs beschleunigte



«Das Herz»: ehemaliger Kurdirektor Danuser.

St. Moritz von null auf hundert und erwarb sich in der öffentlichen Wahrnehmung einen nicht mehr aufzuholenden Vorsprung. Andere Destinationen verharrten derweil noch fest im Winterschlaf. Zermatt hatte erst 1928 seine erste Wintersaison. Im gleichen Jahr beherbergte St. Moritz die ersten Olympischen Winterspiele. Zumindest nach eigener Lesart, denn Chamonix erhebt denselben Anspruch.

Der Geschäftssinn der Pioniere lebt im Engadin fort. Trotz des Wohlstands haben sich die Engadiner in der Welt des Jetsets eine gutschweizerische Bescheidenheit erhalten, so dass ge-

Trauungen ein Geschäft machen lässt, hat Promi-Pfarrer Brent Fisher entdeckt. Gelegentlich überspannt er allerdings den Bogen, wie das Beispiel Boris Becker zeigt: Von den für die Hochzeit in Rechnung gestellten Zusatzaufwendungen von 9000 Franken erhielt der Priester gerichtlich nur 1300 Franken zugesprochen. Vor wenigen Jahren verkaufte ein sozialdemokratischer Dorflehrer sein Haus in S-chanf für mehrere Millionen an die Familie Berlusconi.

### Das Réduit der Wohlhabenden

In Kriegszeiten entwickelte sich St. Moritz zu einem Fluchtort. «Als der Krieg um uns herum tobte, beherbergte St. Moritz viele Flüchtlinge. Sehr reiche, die den Diktaturen ihrer Heimatländer dank ihrem Geld entfliehen konnten und in schönen Hotels und Ferienwohnungen ein bequemes Leben führten», erinnert sich Anthony van Hoboken, Sohn des renommierten Musikwissenschaftlers, der die Haydn-Werke katalogisierte. Er wuchs während des Zweiten Weltkriegs in St. Moritz und in Zuoz auf.

Zwar gingen in dieser Zeit viele Hotels zu, das touristische Rückgrat wurde aber nie ganz gebrochen, wie es in den kriegsgebeutelten Ländern der Fall war. Langfristig sei es sogar ein Vorteil, gelegentlich kämpfen zu müssen, meint «Waldhaus»-Hotelier Kienberger. «Wir hatten es nie richtig leicht im Engadin, daher sind wir innovativ geblieben.»



Breites Portfolio: Filmstar Hurley (l.), Wrottesley.

typischen Engadiner Dorfcharakter bewahrt haben. Sie bieten auf ihre Weise ebenfalls ein touristisch einzigartiges Angebot. Die Vielfalt des Tales ermöglicht es, morgens im Schweizer Nationalpark zu spazieren, nachmittags eine Vernissage in einer Kunstgalerie auf Weltniveau zu besuchen und abends zu einem Empfang in einem Hotel oder zu einer Party im «King's Club» in «Badrutt's Palace» zu gehen. «Der Wanderer mit einer Leidenschaft für Kaviar kann in Sils wohnen und in St. Moritz seinen Kaviar genießen», fasst Hotelier Kienberger das breite Portfolio zusammen.

Einige Anleger tragen  
mehr Risiken. Andere mehr Gold.

made by Gübelin.




GÜBELIN

JUWELEN • UHREN

rüchtweise Optiker Hansueli Wagner seinen Porsche fast nur für die Ferien benutzt und Festival-Intendant Peter Aronsky seinen dicken Mercedes nur nachts fährt. Mit Kaufmannsohren lauscht die lokale Bevölkerung auf Geschäftsmöglichkeiten, die sich dank der wohlhabenden Gäste von Anfang an zahlreich boten. Das lokale Gewerbe ist seit Jahrzehnten fest in der Hand von Familien, die langfristig denken und investieren: die Familie Martinelli im Baugewerbe, Malloth im Holzbau, Testa im Innenausbau, Glattfelder im Handel mit Delikatessen. Die St. Moritzer Verlegerfamilie Gammeter widersetzt sich störrisch den Monopolbestrebungen des *Südostschweiz*-Verlegers Lebrument. Vor dem Kreisgericht Maloja werden von der Öffentlichkeit unbemerkt spektakuläre Prozesse geführt, welche den ortsansässigen Anwälten gute Verdienstmöglichkeiten eröffnen. So etwa die Scheidung Thyssen-Bornemisza. Dass sich nicht nur mit Scheidungen, sondern auch mit

Ein Zufluchtsort ist das Engadin geblieben: Hier konnte der Schah von Persien, von nur zwei Bodyguards begleitet, die Pisten hinuntergleiten. Devisenhändler Marc Rich, der in den neunziger Jahren in den USA wegen Steuerhinterziehung und Umgehung des Iran-Embargos als Staatsfeind galt, zog sich nach St. Moritz zurück.

Die intakte Infrastruktur erlaubte es, bereits bald nach Kriegsende wieder ordentliche Wintersaisons abzuhalten. In den goldenen Jahrzehnten des Jetsets, in den Sechzigern und Siebzigern, knüpfte St. Moritz an die zwanziger Jahre an. Jährlich flog Hollywood-Prominenz ein, zum Beispiel Alfred Hitchcock.

«Das Herz des Engadins ist und bleibt St. Moritz», sagt Touristiker Danuser, «doch die Lunge ist das Engadin.» In St. Moritz trieben die Pioniere den Tourismus auf allerhöchstes Niveau, während sich die umliegenden Dörfer, bis hinunter ins Unterengadin, einen

Die aktuelle Wintersaison ist in den ersten Dezemberwochen harzig angelaufen, und auch für den wichtigen Monat Februar bestehen laut Verkehrsverein St. Moritz Herausforderungen. Hoteliers, sonst eher Profis der schönen Worte, sprechen offen über die schwierige Saison. «Es wäre erstaunlich, wenn es in der jetzigen wirtschaftlichen Lage einfach wäre», sagt Kienberger.

### Auf dünnem Eis

Ein symbolischer Dämpfer kam diese Woche dazu: Zum ersten Mal seit der Gründung des «Cartier Polo World Cup on Snow» vor fast dreissig Jahren muss das prestigeträchtige Turnier abgesagt werden. Grund ist das zu dünne Eis auf dem St. Moritzersee, der bereits zwei Pistenfahrzeuge verschluckt hat. Wie dünn das Eis auch sein mag: Am Ende ist Verlass auf das Talent der Engadiner Alpen-Unternehmer, langfristig jedes Malheur in eine Goldgrube zu verwandeln. ○

# Böse Medien

In der Bevölkerung steigt die Angst vor kriminellen Übergriffen. Nach Ansicht des Stadtbasler Polizei- und Justizvorstehers Hanspeter Gass sind die Medienberichte über Verbrechen daran schuld. Die Fakten sprechen dagegen. Manipuliert wird vor allem durch Verschweigen. *Von Alex Baur*



Zu viele Berichte über Verbrechen: Polizeivorsteher Gass.

In der Nacht auf den 8. Januar war in Zürich Schwamendingen die Hölle los. Ein Anwohner, der an jenem Sonntag gegen ein Uhr in der Früh durch Sirenengeheul aus dem Schlaf gerissen wurde, zählte über ein Dutzend Polizei- und Rettungsfahrzeuge, die mit Blaulicht zum Gemeinschaftszentrum (GZ) Hirzenbach preschten. Als die Aktion nach zwei Stunden immer noch im Gang war, begab sich der Anwohner zum GZ, wo er neun Einsatzwagen zählte. Die Polizei- und Rettungskräfte waren bereits am Zusammenräumen. Gegen halb vier Uhr kehrte wieder Ruhe im Quartier ein.

Vergeblich suchte der Mann in den nächsten Tagen eine klärende Polizeimeldung in den Medien. Zum besagten Wochenende veröffentlichte die Stadtpolizei Zürich lediglich eine Meldung: «Einbrecher in flagranti verhaftet». Der 24-jährige Schweizer habe sich sofort ergeben und sei geständig. Das konnte es nicht gewesen sein. Dafür machte im Quartier bald ein Gerücht die Runde: Zwei Gruppen von «Schwarzen» seien anlässlich einer «Zeremonie» im GZ aufeinander losgegangen. Es habe mehrere Verletzte und Verhaftungen gegeben.

Eine Anfrage bei der Stadtpolizei blieb letzte Woche vorerst unbeantwortet. Auf Nachfrage bestätigte Stapo-Sprecher Marco Cortesi am Dienstag den Grosseinsatz. Den Anlass habe eine Massenrauferei unter Eritreern gegeben.

Acht Personen wurden hospitalisiert, neun von elf mutmasslichen Schlägern verhaftet. Die Ermittlungen seien sehr harzig angelaufen, weil es an Übersetzern mangelte.

Wurde der Grosseinsatz gegen die Eritreer aus Gründen der Political Correctness verheimlicht? Cortesi stellt diesen Verdacht vehement in Abrede. Einen politischen Einfluss auf die Medienstelle gebe es nicht. Entscheidend sei gewesen, dass sich die Verletzungen als nicht gravierend erwiesen hätten. Schlägereien gebe es öfter in Zürich. Die Stadtpolizei erhalte täglich gegen 200 Meldungen, man müsse immer eine Auswahl treffen.

Die politische Relevanz vermeintlich banaler Polizeimeldungen ist ein Politikum. Während rechte Politiker eine Verharmlosung der Probleme wittern, verlangen Linke mehr Zurückhaltung. Vor dem Hintergrund eines Volksbegehrens, das eine massive Aufstockung der Polizeipräsenz in der Stadt Basel fordert, wird am Rheinknie zurzeit heftig über dieses Thema debattiert. Umfragen deuten darauf hin, dass sich die Bevölkerung von Kriminellen zusehends bedroht fühlt. Nach Ansicht von Polizeivorsteher Hanspeter Gass (FDP), der die Initiative im Namen der Regierung bekämpft, sind am gefühlten Sicherheitsdefizit aber die Medien schuld. Sie sollen in Basel zu viel und zu oft über Verbrechen berichten.

Die Stadtregierung nimmt damit eine Argumentation auf, die im letzten Sommer vom Stadtbasler SP-Präsidenten Martin Lüchinger eingebracht wurde. Die Kritik richtete sich damals vor allem gegen die *Basler Zeitung* und deren Chef Markus Somm. Gass beruft sich auf die Kriminalstatistik, die allerdings nicht weiterhilft. Je nachdem, wie man die Deliktart und den Zeitraum auswählt, lässt sich daraus eine Zu- oder Abnahme der Delinquenz ableiten. Betrachtet man die letzten 25 Jahre, ging die Zahl der registrierten Vermögensdelikte in der Schweiz leicht zurück, jene der Delikte gegen Leib und Leben verdoppelte sich praktisch.

## Massive Zunahme von Gewaltdelikten

Kriminalstatistiken sind trügerisch, denn sie weisen nur die Straftaten aus, die zur Anzeige gebracht werden. Das kann zu Ausschlägen in beide Richtungen führen. Der Kriminalist Martin Killias (SP) hat in einer Langzeitstudie nachgewiesen, dass etwa bezüglich Raubüberfällen in den letzten 25 Jahren die Anzeigebereitschaft markant zurückging, bei Sexualdelikten nahm sie dagegen vorübergehend zu. Wurden 1985 noch 90 Prozent der Raubtaten der Polizei gemeldet, sind es heute noch knapp 50 Prozent. Im gleichen Zeitraum vervielfachte sich die Zahl der gewalttätigen Übergriffe um den Faktor fünf. Die Suva verzeichnete über die letzten zwanzig Jahre eine Zunahme der gewaltbedingten Verletzungen unter männlichen Jugendlichen um 300 Prozent.

Was herauskommt, wenn Gesetzesverstöße und kriminelle Machenschaften nach dem Gusto der Politiker kommuniziert werden, zeigt ein Beispiel aus Bern. In einer Anfrage verlangte der Parlamentarier Alexander Feuz (FDP) im September Auskunft über Gesetzesverstöße im weitgehend rechtsfreien Raum der Reithalle. Mit Verweis auf einen Bericht der Berner Kantonspolizei räumte die rot-grüne Stadtregierung zwar ein, dass im sogenannten Kulturzentrum gelegentlich Gesetze gebrochen und Polizisten verprügelt würden, doch Derartiges passiere auch andernorts. Als Feuz insistierte und den Polizeibericht verlangte, traute er seinen Augen kaum. Die wesentlichen Elemente des Rapports – etwa dass die organisierte politische Gewalt in Bern «immer wieder» von der Reithalle ausgehe, dass die «Sicherheit nicht gewährleistet» sei und dass es regelmässig zu Klagen von Anwohnern komme – hatte die Regierung als politisch unerwünscht ganz einfach eliminiert. ○

# Fleissig und glücklich

Es klingt verführerisch: «Sechs Wochen Ferien für alle» fordert der Gewerkschaftsdachverband Travail Suisse in einer Volksinitiative. Doch warum ausgerechnet nur sechs Wochen? Und wozu überhaupt mehr Ferien? Die Schweizer arbeiten mehr als andere und sind zufrieden damit. *Von Santosh Brivio*

Am 11. März dürfen die Schweizer Stimmbürger darüber abstimmen, ob sie sechs Wochen Ferien wollen. Ein populäres Anliegen, sollte man meinen. Wer mit der Zustimmung zögert, dem hilft der Gewerkschaftsdachverband Travail Suisse mit einer Reihe von Argumenten nach.

Die hohe Arbeitsbelastung im heutigen Berufsleben mache krank und führe zu hohen Kosten, behaupten die Befürworter der Initiative. Wer einen höheren Ferienanspruch genießt, sei weniger krank, so die Vermutung. Allerdings: Der Vergleich mit dem europäischen Ausland stützt diese Mutmassung nicht. In Finnland beispielsweise – mit 40 bezahlten Ferien- und Feiertagen zusammen mit Frankreich ferientechnisch Europameister – fallen durchschnittlich 8,5 krankheitsbedingte Fehltag an.

Die Schlusslichter in der Rangliste sind die Schweizer und die Iren. Mit nur 29 bezahlten Ferien- und Feiertagen müssten sie gemäss gewerkschaftlicher Logik weit mehr krankheitsbedingte Ausfalltage aufweisen als die Finnen. Das Gegenteil ist der Fall: In der Schweiz fallen nur gerade 4 Tage pro Jahr krankheitsbedingt aus, in Irland sind es sogar noch etwas weniger.

Mehr Ferien bedeutet also nicht automatisch weniger Krankheit. Auch die mit 40 Ferien- und Feiertagen gesegneten Franzosen verzeichnen mit 5,5 krankheitsbedingten Fehltagen deutlich mehr Ausfälle pro Jahr. Ebenso ergeht es den Norwegern oder Portugiesen (je 35 Ferien- und Feiertage) mit 7,1 beziehungsweise sogar 8,6 Ausfalltagen.

Werden die fleissigen Schweizer, wie die Gewerkschafter das nahelegen, durch ihre Arbeit besonders stark ausgelaugt? Der internationale Vergleich zeigt erneut ein anderes Bild. Nur gerade rund 22 Prozent der Schweizer Arbeitnehmer glauben, dass ihre Gesundheit oder Sicherheit durch die Arbeit gefährdet ist. Bei unserem nördlichen Nachbarn – mit 30 bezahlten Freitagen auch eines der Schlusslichter auf der europäischen Ferienskala – sind es sogar noch weniger: Nur gerade 18 Prozent der Deutschen sind der Meinung, dass ihr Beruf ihre Gesundheit gefährdet. Und wie sieht es bei den ferientechnischen Vorbildern der hiesigen Gewerkschafter aus? Trotz der 37 bezahlten Freitage pro Jahr glaubt mehr als die Hälfte aller Griechen, dass die Arbeit ihre Gesundheit beeinträchtigt, in Polen (36 bezahlte Freitage) fürchten rund 47 Prozent arbeitsbedingte Gesundheitsbeschwerden, und in Malta (38 Freitage) sehen 35 Prozent ihre Gesundheit durch

die Arbeit gefährdet. Bedeutet mehr Ferien ein gesteigertes Gesundheitsgefühl? Mitnichten.

## Vierzig Prozent wollen mehr Lohn

Auch das Argument der Gewerkschaften, wonach die hohe Arbeitsbelastung Familienleben und soziales Engagement verdränge, greift nicht. Die Schweiz nimmt hinsichtlich der freiwilligen und ehrenamtlichen Arbeit regelmässig einen Spitzenplatz ein. Vielleicht stimmt die Behauptung mindestens insofern, als die Familie aufgrund des geringen Ferienanspruchs auf der Strecke bliebe?

Das wäre ein weiterer Trugschluss. 87,8 Prozent der Schweizer Arbeitnehmer glauben, Arbeit und Freizeit gut oder sehr gut miteinander vereinbaren zu können. Das sind praktisch gleich viele wie in Österreich – trotz neun Freitagen weniger. Im hochgelobten Norwegen mit seinen 35 bezahlten Freitagen sind es gerade mal 0,3 Prozentpunkte mehr.

Drastisch mutet die Situation in Polen und Griechenland an: Zwar gibt es dort 36 respektive 37 Ferien- und Feiertage, die Vereinbarkeit des Berufs- mit dem Privatleben erachten jedoch nur gerade knapp 71 Prozent beziehungsweise 58 Prozent als gut oder sehr gut.

Ein positiver Zusammenhang zwischen der Anzahl bezahlter Freitage und der Vereinbarkeit des Arbeits- mit dem Privatleben ist also

ebenfalls aus der Luft gegriffen. Mehr noch: Mehr als 91 Prozent der Schweizer sind mit den Arbeitsbedingungen zufrieden oder sogar sehr zufrieden. Das sind nur unwesentlich weniger als in Norwegen (93 %) und in Grossbritannien (92,7 %) mit 35 beziehungsweise 36 bezahlten Freitagen. Bezüglich des Glaubens an eine faire Entlohnung der eigenen Arbeit liegt die Schweiz sogar an der Spitze. Gleichzeitig sind aber auch in der Schweiz noch immer mehr als 40 Prozent der Arbeitnehmer der Meinung, dass ihre Arbeit nicht ausreichend entschädigt wird. Ausserordentlich hohe Arbeitszufriedenheit auf der einen und eine gewisse Lohnunzufriedenheit auf der anderen Seite. Es gilt, das eine zu erhalten und das andere zu verbessern. Ob hierfür die Forderung nach sechs Wochen Ferien der richtige Weg ist, darf bezweifelt werden.

Alle Angaben zur Anzahl Ferien- und Feiertage beziehen sich auf das Kampagnen-Material von Travail Suisse (<http://www.sechswochenferien.ch/de/argumente>). Alle weiteren Angaben beziehen sich auf folgende Quelle: European Foundation for the Improvement of Living and Working Conditions (2007): Fourth European Working Conditions Survey. Luxembourg: Office for Official Publications of the European Communities ([www.eurofound.europa.eu/pubdocs/2006/98/en/2/ef0698en.pdf](http://www.eurofound.europa.eu/pubdocs/2006/98/en/2/ef0698en.pdf)). Die Erhebung wird europaweit alle fünf Jahre durchgeführt; die Auswertung der jüngsten Erhebung ist im Gang.

Santosh Brivio ist wissenschaftlicher Mitarbeiter einer Schweizer Privatbank.



Populäres Anliegen? Initiative für sechs Wochen Ferien, eingereicht am 26. Juni 2009 in Bern.

# «Europa ist eine Falle»

Ein Afrikaner will andere Afrikaner davon abhalten, nach Europa auszuwandern. In einem Buch warnt er vor unbefriedigenden Ehen mit Schweizerinnen, einem entwurzelten Leben, Lügen und Heimlichtuereien. Für seine Landsleute ist er ein Verräter. Von Daniela Niederberger



Hohe Erwartungen: afrikanische Flüchtlinge.

Ein schwarzer Mann mit Wollmütze und Brille steht wartend vor dem Restaurant des Casinotheaters in Winterthur. Er begrüsst die Reporterin und folgt ihr zögernd ins Lokal, wo die vornehmen Damen der Stadt Kaffee trinken. Seit elf Jahren lebt Nambo Banao hier, derzeit in Seuzach, einer Vorortsgemeinde von Winterthur, zusammen mit einer Schweizerin. Er floh wegen des Bürgerkriegs in Côte d'Ivoire. Nun hat er ein Buch geschrieben, einen Roman.

Dessen Botschaft ist: «Bleibt unten, solange ihr nicht wirkliche Probleme habt.» – «Die Leute machen sich Illusionen über Europa. In Senegal oder Burkina Faso sehen sie Bilder von Ibiza oder Mallorca und sind fasziniert. Aber das ist nicht die Realität», sagt er. «Alles hier ist fremd für einen Afrikaner. Die Sprache, die Kultur, die vielen Läden. Er wird sich nicht zurechtfinden. Sein Ziel wird sein, hier zu blei-

ben. Also wird er eine Schweizer Frau heiraten. Bei uns in Afrika kennt man die Eltern seiner Zukünftigen, man kennt ihre Ansichten und Gedanken, aber hier in der Schweiz pressiert man wegen der Papiere. Und dann? Die Probleme fangen an.» Und die sind nicht nur sprachlicher Natur. Nambo Banao hat fünf Freunde, die mit einer Schweizerin verheiratet waren. Nach drei Jahren waren alle geschieden. «Es ist kulturell nicht das Gleiche. Sie kennt die afrikanische Kost nicht. Er will seine Freunde *à tout moment* empfangen, aber die westliche Art zu leben ist anders. Ich habe mit vielen Frauen in Winterthur geredet, die schwarze Ehemänner haben. Alle haben Probleme. Auf sexueller Ebene geht es, aber das ist nicht das ganze Leben. Die Afrikaner lieben den Lärm, *l'ambiance*, die Stimmung. Die Schweizer Frau arbeitet den ganzen Tag und will abends Ruhe.»

Was macht also der Afrikaner? Er sucht andere Afrikaner, Leute wie er, die das Leben hier ebenfalls nicht meistern. «Er findet Freunde. Sie organisieren ihre Gesellschaft in der Gesellschaft.» Manche halten sich an die Gesetze, andere nicht. «Wenn ich durch den Stadtpark gehe und Schwarze sehe, die Drogen verkaufen, schäme ich mich», sagt er.

Ob jene, die dealen, diese Absicht schon hatten, bevor sie nach Europa kamen, möchte die Reporterin wissen. Nambo weiss es auch nicht. «Aber wenn du keine Gelegenheit hast zu arbeiten und dazu grossen Erfolgsdruck... Viele Afrikaner kommen aus Dörfern. Die Dorfbewohner legten zusammen, die Eltern verkauften Land, um das Ticket zu kaufen. Wenn sie die Realität hier sehen, können sie nicht mehr zurück. Sie müssen zurückzahlen, was man ihnen gab. Also beginnen sie, kriminell zu werden. Die Frauen gehen der Prostitution nach.»

Und die Angehörigen daheim wissen nichts? «Aber nein! Für sie gibt es in Europa nur Reichtum. Das ist das Problem. Alle haben Illusionen.»

Warum warnen denn die Gescheiterten, Desillusionierten und Gestrandeten ihre Landsleute nicht? Und sagen, wie es wirklich ist? «Wenn ein ausgewandeter Afrikaner daheim sagt: «Es ist nicht einfach, kommt lieber nicht», dann werden seine Freunde sagen: «Aber du bist gut angezogen.» Auch wenn das Kleidungsstück nur acht Franken kostete.» Nambo Banao zupft an seinem schwarzen Pullover, um den Hals schimmert eine Goldkette. «In ihren Augen ist es super. Schicke ich ein Foto von irgendeiner Strasse in Winterthur, sehen sie alle die Läden und glauben, das sei das Paradies.»

Der Dealer wird seinen Angehörigen nie sagen, er verkaufe Drogen, noch weniger wird die Prostituierte erzählen, was sie tut. «Es kommen alle möglichen Afrikaner in die Schweiz, reiche, arme, aber wenn sie zurückkehren, sind sie wer. Ihr Status ist erhöht. Die Leute werden nicht fragen: «Was machst du genau?» Das fragt man eine Respektsperson nicht.»

### Alles verloren

Nambo Banaos Buch «Le comble du désespoir» (Der Gipfel der Verzweiflung) kam bei seinen Landsleuten in der Schweiz gerade deshalb schlecht an. Weil er «Geheimnisse ausplaudert», wie sie glauben. Weil er, wenn auch überzeichnet, zeigt, wie es den meisten Afrikanern in Europa eben wirklich geht. Der Protagonist, André Konan, erliegt, obwohl er einen guten Job und Frau und Kinder hat, dem Lockruf Europas. Er kommt als Asylbewerber in die Schweiz, heiratet eine nicht mehr junge Schweizerin, hat das Gefühl, es geschafft zu haben, als sie ihn im H&M neu ausstaffiert, langweilt sich bald grässlich, den ganzen Tag allein in der Wohnung, findet eine «afrikanische Gazelle», die als Dirne arbeitet, für das afrikanische Lebensgefühl und die gewohnte *bonne nourriture*, Das Doppelleben fliegt auf, André verliert seine Schweizer Frau und das inzwischen geborene Mädchen. Dann will seine afrikanische Frau endlich ins Eldorado, sie kommt, genießt die Freiheit und wird zu selbständig und aufmüpfig für Andrés Geschmack, es gibt Streit, auch die Kinder im Teenie-Alter finden den Weg nicht, die afrikanische Ehe scheitert ebenfalls. Dann stirbt die «Gazelle» an Aids, und der einst zukunftsfrohe Auswanderer hat alles verloren.

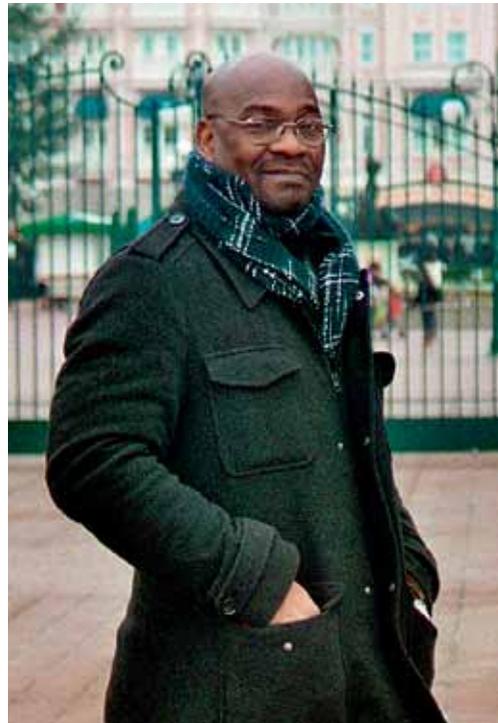
Nambo Banao sagt: «Es ist eine Falle. Europa ist nicht das Eldorado. Ich sah hier viele Leute, die nicht glücklich sind. Ausserdem ist es besser, wenn die jungen Leute daheim arbeiten und ihr Land weiterbringen. In Côte d'Ivoire haben wir Diamanten, Gold, Kakao, Erdöl, Kaffee. In der Schweiz gibt es all das nicht, aber die Schweiz hat Erfolg. Die Leute sind in ihrem Land geblieben. Ich möchte meinen afrikanischen Brüdern sagen: «Bleibt da, wo ihr seid. Wendet das, was ihr

gelernt habt, in eurem Land an.» Ich bin nicht gegen Emigration. Für jene, die echte Probleme haben, ist es vielleicht der einzige Weg.»

Er selber verliess sein Heimatland nach dem Militärputsch Ende 2000, mit Frau und Kindern. Zuvor war er Propagandasekretär des ivoirischen Parti nationaliste gewesen. «Es gab eine unkontrollierte Immigration», sagt Nambo, vor allem aus den armen Sahelländern. «Wir hatten bald mehr Ausländer als Kinder des Landes.» Die Ausländer bewaffneten sich, es kam zum Bürgerkrieg.

Der Autor hat ein neues Buch in Arbeit. Es handelt von den Mühen und Nöten in einer schwarzweissen Partnerschaft. Nambo Banao weiss, wovon er schreibt: Er hat eine weisse Freundin.

Man sieht nicht selten ältere Frauen mit einem jungen Afrikaner am Arm. Die Reporterin sagt,



«Afrikaner lieben den Lärm»: Autor Banao.

ihr tätet diese Frauen leid. Nambo Banao sagt: «Sie sind sechzig, es ist schwierig für sie, Sex zu bekommen. Jetzt haben sie Sex.» Aber dafür einen Mann, der sie vermutlich nicht liebt. Schämten sich diese Männer? (Sie meint, dafür, dass sie einer einsamen Seele Liebe vorgaukeln. Er versteht es anders.) Er lacht. «Okay. Also, ich lebe seit anderthalb Jahren mit einer Schweizerin. Das ist eine tolle Frau. Sie hat viel für mich getan, hat Interviews mit der *Winterthurer Zeitung* organisiert. Ich möchte, dass sie mich liebt, aber nicht, dass sie Mitleid hat mit mir – ein Intellektueller im Asyl. Sie gibt mir viel Liebe und Wärme.» Sie sei sechs Jahre älter, fügt er an, er selber ist 47.

### Er ist 30, die Frau 65

Dann beginnt er von einem Bekannten zu erzählen, einem 30-jährigen Afrikaner. Dessen Frau ist 65. «Er hat mir gesagt, er sei nicht zufrieden. Aber sie hat so viel für ihn getan. Dank

ihr hat er den Schweizer Pass. Dank ihr kann er seinen Eltern Geld schicken. Er hat Mitleid mit ihr. Er kann sie nicht verlassen.»

Kennt die Familie in Afrika seine Angetraute? «Aber hören Sie! Er kann doch kein Foto von ihr schicken! Das ist seine Grossmutter. Er kann nicht. In die Ferien nach Afrika geht er immer allein. Nie mit seiner Frau. Mit ihr geht er nach Ägypten.»

Ist das nicht traurig? «Sie hat Angst vor dem Alleinsein und hat nun jemanden, der sich um sie kümmert. Sie ist glücklich mit ihm», sagt Nambo. «Nur er ist ein wenig ...»

«Dieser junge Mann, hat er Frau und Kinder in Afrika?», fragt die Reporterin. Nambo Banao klärt sie auf: «In Afrika ist es so: Jeder Afrikaner mit zwanzig Jahren heiratet. Entweder findet er seine Frau selber, in der Gemeinschaft, vielleicht die Tochter vom Cousin seines Vaters. Oder die Eltern arrangieren etwas. Mit spätestens 25 Jahren haben wir unsere Frau und Kinder.» Komme ein junger Mann in die Schweiz, gebe es für ihn mehrere Möglichkeiten. «Einige vergessen ihre Familie in Afrika. Andere, die eine weisse Lady heiraten, erzählen davon, und sie adoptiert seine Kinder. Wieder andere erzählen nichts, schicken aber heimlich Geld.»

Nambo hat sich in der Schweiz arrangiert. Seine Kinder – zwischen acht und zwanzig Jahre alt – leben hier. Also wird er wohl oder übel auch bleiben. Von der Sprache her – er spricht französisch – wäre Paris besser. Warum nicht Afrika? «Meine Gedanken sind immer dort. Ich vermisse mein Land sehr.» In seiner Heimatstadt Duékoué sind gerade im letzten Jahr wieder Menschen seines Volkes getötet worden, das Haus seines Vaters wurde niedergebrannt.

Zum Schluss nimmt ihn noch etwas wunder. Man habe ihn gewarnt vor der *Weltwoche*, das sei eine rassistische Zeitung. «Stimmt das?», will er wissen. Die Reporterin verneint, sie sehe sich nicht als Rassistin und schätze auch ihre Kollegen nicht als solche ein. Nambo Banao: «Ich merke in Winterthur auch nichts davon. Die Menschen sind reserviert, anders als in den USA oder in Afrika. Aber wenn man sie kennenlernt, sind sie offen. Intellektuell sind sie okay.» Er berichtet von Nachbarn in Seuzach, die ihm das Buch abkauften und ihm nachher noch ein Couvert zusteckten. Darin: 600 Franken. «Können das schlechte Menschen sein?» Ein weiteres Buch, das er schreiben möchte, wird heissen: «L'impossible retour». Es handelt von der Schwierigkeit der Rückkehr. Das Schreiben ist für ihn das Wichtigste. Er steht auf, nimmt seine Ledertasche und verabschiedet sich. Er will noch in eine Bibliothek, zum Lesen und Schreiben.



Nambo Banao:  
Le comble du désespoir.  
Les Editions Baudelaire, 2011.  
104 S., Fr. 26.90

# Notstrom aus Ölkraftwerk

In Deutschland steigt nach der Abschaltung von acht Atomkraftwerken die Angst vor Stromausfällen. Die Befürchtungen seien unnötig, behaupten AKW-Gegner. Allerdings konnte im Dezember ein Blackout nur dank Stromlieferungen aus Österreich verhindert werden. *Von Alex Reichmuth*



Österreichische Reserve: Fernheizkraftwerk Neudorf-Werndorf bei Graz.

Alles nur Panikmache. So tönte es in den letzten Monaten im nördlichen Nachbarland, wann immer von Versorgungsengpässen im Stromnetz die Rede war. Nach der Atomkatastrophe in Fukushima hatte Deutschland acht von insgesamt siebzehn AKW vom Netz genommen. Im Mai hatte dann die Bundesnetzagentur vor einer «kritischen Situation» gewarnt, die sich aus der Abschaltung ergebe. Die vier regionalen Übertragungsnetz-Betreiber hatten festgehalten, dass es im Winter zu kaum beherrschbaren Situationen im Stromnetz kommen könnte. Als vorerst nichts passierte, schienen die Warnungen Lügen gestraft. Im September stellte das *Handelsblatt* fest, dass die deutschen Stromexporte im ersten Halbjahr 2011 die Importe noch immer überwogen hatten, und schloss daraus, die «Blackout-Drohung der Atomlobby» wackele. Greenpeace behauptete, die Stromkonzerne fürchteten lediglich um ihre Gewinne und würden darum bewusst Ängste in der Bevölkerung schüren.

## Das Vertrauen der Industrie schwindet

Anfang Januar machte die Zeitung *Die Welt* publik, dass im Dezember ein Zusammenbruch der Versorgung Süddeutschlands nur dank einer sogenannten Kaltreserve österreichischer Kraftwerke verhindert wurde. Am

8. und 9. Dezember hatte das Sturmtief «Ekkehard» für ein fast volles Windstromangebot in Norddeutschland gesorgt, das aber mangels Stromleitungen nicht in den Süden gebracht werden konnte. Weil neben den bereits stillgelegten Atomkraftwerken auch das bayrische AKW Gundremmingen gerade ausser Betrieb war, fehlten der regionalen Netzbetreiberin Tennet die Reservekapazitäten, um ihr Netz zu stabilisieren. Ein altes Ölkraftwerk in der Nähe von Graz in Österreich musste hochgefahren werden, um einen Blackout in Süddeutschland zu verhindern. Das Kraftwerk gehört zu einer Reservekapazität in Österreich, die die deutsche Bundesnetzagentur zuvor ausgehandelt hatte. Wäre das Kraftwerk nicht zur Verfügung gestanden, hätten die Netzbetreiber wohl zu Notmassnahmen greifen müssen, bestätigt Rainer Warnecke, Sprecher der Bundesnetzagentur, auf Anfrage. Eine mögliche Massnahme wäre gewesen, industrielle Verbraucher vom Stromnetz zu nehmen.

Dass die deutsche Stromversorgung nur dank ausländischer Hilfe garantiert werden konnte, hat sicher nicht zur Beruhigung der Bezüger beigetragen. Besonders in der Industrie schwindet das Vertrauen in die Versorgungssicherheit nach der Stilllegung der acht Atomkraftwerke. Tatsächlich müssen die Netzbetreiber häufiger mit Sondermassnah-

men in den Strommarkt und den Netz- und Kraftwerksbetrieb eingreifen als früher. Die Netzbetreiberin Tennet zum Beispiel meldete, dass sie 2011 insgesamt 990 Mal zu solchen Massnahmen greifen musste, während es im Jahr zuvor nur 298 Mal war. Und im Notfall sind die Netzbetreiber berechtigt, industriellen Grossverbrauchern die Stromzufuhr zu kappen, um einen Zusammenbruch zu vermeiden.

## Teure Schäden durch Mini-Blackouts

Schon jetzt klagt die deutsche Wirtschaft über Mini-Blackouts im Netz, die teure Folgen haben können. In einem Brief an die Bundesnetzagentur beschwerte sich die Deutschland-Tochter des norwegischen Aluminiumkonzerns Norsk Hydro, man sei mit einer «beunruhigenden Häufung von Netz- und Frequenzschwankungen» konfrontiert. In einem Grosswalzwerk habe ein überraschender Spannungseinbruch zu einem Schaden von 200 000 Euro geführt. Bei einem Stromausfall in einer der Giessereien habe ein Millionenschaden nur mit Mühe verhindert werden können. Bei der Bundesnetzagentur wiegelt man ab, was Mini-Blackouts angeht. «Es ist bereits fraglich, ob solche Unterbrechungen tatsächlich zugenommen haben», sagt Bundesnetzagentur-Sprecher Warnecke. «Ausserdem ist zu prüfen, was im konkreten Einzelfall die Ursache dafür ist.» Keine Zweifel hat man beim Verband der Industriellen Energie- und Kraftwirtschaft. Die Energiewende habe zu «bedenklichen Qualitätsverlusten bei der Stromversorgung» geführt, heisst es dort.

Wegen der deutschen Energiepolitik drohen selbst im Ausland Blackouts. Bereits im letzten Frühling protestierten EU-Nachbarstaaten, weil Deutschland die acht Atomkraftwerke ohne Absprache mit den EU-Partnern abgeschaltet hatte – obwohl dies Auswirkungen auf die Versorgungssicherheit der Nachbarn hat. Tschechien ist zum Beispiel zu einem eigentlichen Transitland für unregelmässig anfallenden Ökostrom aus Norddeutschland geworden, der in Bayern benötigt wird. Laut tschechischen Netzspezialisten droht ein Stromausfall, wenn die Strommenge plötzlich steigt. Tschechien erwägt nun, die Schwankungen mit einem sogenannten Phasenschieber an der Grenze zu beschränken. Für die Kosten – rund achtzig Millionen Euro – müssen voraussichtlich die tschechischen Stromkonsumenten geradestehen. ○

# Wie ein Nachttischlämpchen

Die Mobilfunkanbieter wollen vermehrt Mini-Antennen einsetzen, um ihre Netzkapazitäten zu erhöhen. Die Strahlungsgegner sehen unverantwortbare Gefahren auf die Bevölkerung zukommen. Dabei helfen gerade solche Mikrosender, die Strahlenbelastung zu begrenzen. *Von Alex Reichmuth*

Jedes Jahr verdoppelt sich in der Schweiz die Menge an Daten, die über die Mobilfunknetze verschickt wird. Es gibt immer mehr Töne, Bilder und Filme, die die Benutzer mit ihren Smartphones, Tablets und Netbooks senden. Die Mobilfunkanbieter rüsten darum laufend ihre Netze auf. Kurz vor Weihnachten teilte Swisscom mit, dass sie in den nächsten fünf Jahren mehrere hundert Millionen Franken in die Modernisierung ihres Mobilfunknetzes investieren wird. Die etwa 6000 Mobilfunkstationen des Telekomriesen sollen an Glasfaserleitungen angeschlossen und für die neue Technologie LTE (Long Term Evolution) vorbereitet werden. Swisscom informierte auch, dass sie an stark frequentierten Orten sogenannte Mikrozellen einsetzen will. Es geht um Mini-Antennen, die im Umkreis von einigen Dutzend bis wenigen hundert Metern die Verbindungen sicherstellen.

Es dauerte nicht lange, bis sich die Mobilfunkgegner zu Wort meldeten. Der Dachverband Elektromog Schweiz und Liechtenstein warnte in einem Communiqué vor Mini-Antennen. Es bestehe die «reale Gefahr, dass die Gesamtbelastung durch die gepulste Mikrowellenstrahlung erneut zunimmt, weil jeder Netzausbau unmittelbar eine höhere Nachfrage generiert». Elektrosensible Menschen würden «definitiv» aus den Städten vertrieben. Hans U. Jakob, der wohl prominenteste Strahlungsgegner der Schweiz, ging auf den Umstand ein, dass für Mini-Antennen keine Bewilligung nötig ist, und schrieb: «Die kantonalen Umweltämter jubeln. Endlich wird man den lästigen Einsprecher los.»

Die Ängste wurden von Journalisten weiterverbreitet. Die Gegner fürchteten eine «Strahlendusche», schrieb der *Blick am Abend*. Das Mutterblatt *Blick* ortete dunkle Machenschaften. Die Mobilfunkbetreiber würden den Ausbau ihrer Netze möglichst diskret vorantreiben, weil sie um das «Empörungspotenzial» von Handy-Antennen wüssten. «Das wird ihnen sogar noch erleichtert, weil es für die kleinen Antennen kein Bewilligungsverfahren braucht, wie es für die grossen Standorte besteht.» Es drohe ein «Antennen-Salat».

Führen Mini-Antennen tatsächlich zu mehr Strahlung? Und geht es den Netzbetreibern darum, den Widerstand gegen Antennen zu umgehen? Mini-Antennen haben eine Leistung von weniger als sechs Watt, was einem Bruchteil derjenigen einer herkömmlichen Glühbirne entspricht. Die Leistung einer solchen Antenne ist

vergleichbar mit der eines Handys. Montiert werden Mini-Antennen zum Beispiel an Hausdächern, Hauswänden oder Kandelabern. Schon im Abstand von 40 Zentimetern liegt die Strahlung unterhalb des Immissionsgrenzwertes, der überall dort gilt, wo sich Menschen aufhalten können. Da die Strahlung ähnlich tief ist wie bei Funktelefonen oder WLAN-Zugangspunkten, müssen die Mobilfunkanbieter lediglich eine Meldung an die Behörden machen, wenn sie eine Mini-Antenne installieren. Ein formelles Bewilligungsverfahren, wie es bei grossen Antennen nötig ist, macht schlicht keinen Sinn.

## Örtlich und zeitlich begrenzter Einsatz

Mini-Antennen kommen nie flächendeckend zum Einsatz, sondern nur als Ergänzung an Orten hoher Nutzung – wie etwa an Bahnhöfen, zentralen Plätzen und bei stark frequentierten Läden. Ebenfalls braucht es sie nicht rund um die Uhr, sondern nur zu den Tageszeiten, an denen am meisten Sendeleistung beansprucht wird. Dadurch, dass Mini-Antennen gezielt die Versorgung von Hotspots sicherstellen, muss die Sendeleistung von grossen Antennen, die die Basisversorgung gewährleisten, nicht dauernd hochgeschraubt werden. «Es ist, wie wenn man abends im Bett liest», sagt Hugo Lehmann, Mobilnetzexperte von Swisscom. «Dazu stellt man auch nicht

eine Flutlichtanlage im benachbarten Fussballstadion an, sondern benutzt ein Nachttischlämpchen direkt neben dem Bett.» Minizellen sind zwar keine neue Erfindung. Neu ist aber, dass die zugehörige Technik im Gegensatz zu früher weniger Platz einnimmt, was Minizellen vielseitiger einsetzbar macht.

Obwohl die Kapazitäten der Mobilfunknetze in den letzten Jahren rasant gestiegen sind, konnten die im Vergleich zum Ausland sehr strengen Schweizer Grenzwerte weiterhin eingehalten werden – dank technischem Fortschritt. Es gibt keine wissenschaftlichen Belege, dass bei Einhaltung dieser Grenzwerte gesundheitliche Schäden drohen. Trotz des zusätzlichen Einsatzes von Mini-Antennen soll die totale Strahlung auch in Zukunft nicht zunehmen. «Wir versprechen uns in den Städten, dass die Strahlenbelastung insgesamt nicht steigt, da auch die Verbindungsqualität verbessert wird und so das Handy weniger stark senden muss», meint Hugo Lehmann von Swisscom. Gemäss dem Bundesamt für Umwelt kann ein feinmaschiges Mobilfunknetz mit kleinen Zellen punkto Strahlung sogar ein Vorteil sein. Denn dieses «kann mit einer insgesamt geringeren Sendeleistung sogar mehr Daten übertragen als ein grobmaschiges Netz». Den Warnungen der Mobilfunkgegner vor Mini-Antennen fehlt schlicht die Basis. ○



*Mini-Antennen zur Ergänzung: Handy-Benutzerin.*

# Die Mormonen

Für die einen sind die Mormonen Anhänger eines abstrusen Kults, für andere Bürger mit uramerikanischen Tugenden. Sie bestimmen die Politik, führen Unternehmen, schreiben Bestseller. Sogar das Weisse Haus liegt in ihrer Reichweite. Worin liegt das Geheimnis ihres Erfolgs? *Von Urs Gehrig*

Jeder hat sie schon gesehen. An der Bushaltestelle, vor Einkaufszentren oder in Bahnhofshallen. Die jungen Herren in weissem Hemd und dunklem Anzug, die stets paarweise auftreten, beschriftet am Revers mit «Elder X» und «Elder Y». Übertrieben freundlich, aber nie aufdringlich sprechen sie einen an und grüssen Gott, oft auf Deutsch mit amerikanischem Akzent. Auf Passanten wirken sie wie Gangbeschleuniger. Niemand will erfahren, was ihnen am Herzen liegt; man ahnt, was die beiden Käuze durch Strassen treibt.

Die Mormonen: Fromm, enthaltsam, arbeitssam sollen sie sein, und sie missionieren gerne. Alkohol ist ihnen untersagt, Nikotin ebenfalls, sogar von Koffein und selbst Schwarztee lässt die Finger, wer sich ein orthodoxer Mormone nennt. Auch in Amerika, der Heimat der Mormonen, kennen die wenigsten mehr als Stereotypen über sie. Dies, obwohl mit Mitt Romney erstmals ein Mormone intakte Aussichten auf die Kandidatur fürs Weisse Haus hat. Offenbar regen sie niemanden auf.

Der Schein trägt. Eine Umfrage der *Los Angeles Times* vom letzten Juni zeigte: Mindestens einer von fünf republikanischen Wählern würde «aus Prinzip» keinen Mormonen ins Weisse Haus wählen. Bei den Demokraten lag die Ablehnungsquote gar bei 27 Prozent. Sollte Romney bei den Vorwahlen in South Carolina bereits zum Herausforderer Obamas gekürt werden, könnte sein Glauben im Wahlkampf durchaus ein entscheidender Faktor sein.

## «Gedrucktes Chloroform»

Die Mormonen sind ein Phänomen des 19. Jahrhunderts, eine jener zahlreichen Bewegungen, denen die christliche Bibel nicht genügt und die ihr eigene «Offenbarungen» zur Seite stellten. Ihr Glaube hat nichts Verfeinertes oder gar Intellektuelles. Die Entstehungsgeschichte ist ebenso peinlich zu lesen wie einfach zu durchschauen. Verfasst hat sie Joseph Smith, ein glückloser Goldgräber und gerichtlich verurteilter Hochstapler. Im Jahr 1827 sei er durch Fingerzeig eines Engels – Moroni genannt – in Besitz von Goldplatten gelangt, welche versehen waren mit geheimnisvollen, antiken Schriftzeichen.

Normalsterbliche wären der Ratlosigkeit verfallen. Nicht der pffiffige Smith, der sich seiner kristallartigen Wahrsagersteine besann, welche er zwecks übersinnlicher Aufspürung verborgener Schätze wie Gold und Silber auf sich trug. So machte er sich ans Entziffern. Kei-

nen komplizierten Prozess hatte er dabei zu bestehen, nicht mal eine eigentliche Übersetzung, denn, so verkündete Smith, im Wahrsagerstein sei der Text – o Wunder! – in englischer Sprache erschienen.

Was Smith auf diese Weise «entzifferte» war Balsam für die nach Seelenhalt durstenden Siedler in der Neuen Welt: Nämlich dass Amerika gleich nach dem missglückten Turmbau zu Babel von Israeliten besiedelt worden sei. Die Goldplatten berichteten von gottesfürchtigen Nephiten und gottlosen Lamaniten. Erstere durften gar erleben, dass Jesus Christus nach seiner Himmelfahrt sich zu ihnen nach Amerika gesellte. Doch da es Glück oft nur auf Zeit gibt, wurden die Nephiten von den frevelhaften Lamaniten in einer gigantischen Schlacht

## American Express, Fisher-Price und die «Marriott»-Hotel-Kette werden von Mormonen geführt.

bis auf den letzten Mann niedergemacht. Dies allerdings nicht bevor der Letzte der Nephiten, ein gewisser Moroni, die Geschichte seines Volkes auf ebendiesen Goldplatten niederschreiben konnte, die nun durch göttliche Fügung in den Besitz von Smith gelangten.

Soweit die Offenbarungsgeschichte, von Smith festgehalten im «Buch Mormon», das den Mormonen bis heute als Heilige Schrift gilt. Bleibt noch anzufügen, dass die frevelhaften Lamaniten für ihre Gottlosigkeit mit einer dunklen Hautfarbe bestraft wurden, womit eine Erklärung für die Existenz der Indianer in Amerika fabriziert wurde und gleichzeitig die Legitimierung, diese gnadenlos und unerbitlich abzuschlachten. Heute würde man ein solches Elaborat der Kategorie Fantasy-Literatur zuordnen; Mark Twain bezeichnete das «Buch Mormon» als «gedrucktes Chloroform», bestimmt zur Aufbewahrung im Giftschrank.

Die Mormonen wurden von Beginn weg verfolgt, sie galten als vogelfrei. Smith wurde geteert und gefedert, musste sich verstecken und wurde 1844 schliesslich erschossen. Seine Gemeinde jedoch gab nicht auf. Bis Ende des 19. Jahrhunderts zogen die Mormonen quer durch Amerika, verfeimt als Abgefallene vom Glauben. Schliesslich fand der Treck sein Rom im damaligen Nirgendwo, am Ufer eines Salzsees, wo die Gläubigen den Grundstein für ihren grössten und wichtigsten Tempel legten, ein monumentales, leuchtend weisses Bau-

werk aus Granit, und eine Stadt gründeten, die sie Salt Lake City taufen.

Im Bundesstaat Utah liegt noch heute die Basis der Mormonen, die sich offiziell «Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage» nennen. Von hier aus haben sie zu einer beeindruckenden Eroberung der Institutionen und Ämter angesetzt, sitzen ein in Ministerien, im Kongress, an der Wall Street und in der CIA.

Klingende Namen kommen aus ihren Reihen: Harry Reid führt die demokratische Mehrheit im Senat; Glenn Beck, Talkmaster und Einpeitscher der Tea Party, ruft zum Feldzug gegen Obama auf; Stephenie Meyer, Autorin der «Twilight»-Saga, verkauft Vampirgeschichten in astronomischen Auflagen – mehr als hundert Millionen weltweit. Flaggschiffe der amerikanischen Industrie wie American Express, Fisher-Price, die «Marriott»-Hotelkette werden von Mormonen geführt. (Auch dieser Artikel wurde sozusagen auf einem Mormonen-Instrument geschrieben, einem Laptop von Dell.)

## Amerikanischer als Amerikaner

Den Grundstein für ihren Erfolg sehen Mormonen in ihrer Prinzipientreue und in ihrem Arbeitsethos. Von Mitgliedern wird verlangt, dass sie zehn Prozent ihres Lohnes quasi als Zehnten der Kirche beisteuern. Entstanden ist eine Organisation mit einem geschätzten Vermögen von dreissig Milliarden Dollar und globalen Ambitionen. In den letzten 35 Jahren wuchs die Anhängerschaft von 3 auf 14 Millionen, die Hälfte von ihnen verstreut in der ganzen Welt. Mit den Juden haben die Mormonen den höchsten Anteil an akademischen Abschlüssen. Die Harvard Business School, so heisst es längst, werde von den «3M» dominiert: McKinsey, Militär und Mormonen.

Mormonen geben sich säkular, doch ihr Erfolg wäre ohne ihre Religion undenkbar. Antrieb auf der Strasse zum Erfolg ist der Umstand, dass die Mormonen keine Erbsünde kennen. Der Gläubige kann sich selbst erlösen, wenn er sich an die Vorschriften des «Buches Mormon» hält. Folglich legen Mormonen grosses Augenmerk auf Prinzipientreue: Stabilität von Beziehungen jeglicher Art, Unabhängigkeit, Selbstbeherrschung und Masshalten gehören zu den eisernen Grundsätzen, ebenso wie Erziehung und Arbeit. Nicht überraschend daher, dass das Emblem des Staates Utah die Bienenwabe ist.

Niemand verkörpert den Aufstieg der Mormonen so eindrücklich wie Mitt Romney. Als



**Eindrücklicher Aufstieg:** Mormone und Präsidentschaftskandidat Mitt Romney.



**Balsam für die Seele:** Mormonen-Tempel in Salt Lake City.

Unternehmer schuf er sich ein Vermögen, das auf 250-350 Millionen Dollar geschätzt wird, er rettete die Olympischen Winterspiele 2002 in Salt Lake City vor dem Ruin und brachte es zum Gouverneur im erzliberalen Massachusetts. Dass er Präsident werden will – in diesem Lebenslauf schon fast die zwingende Folge.

Oft wird dem studierten Juristen aus Detroit vorgeworfen, er sei unnahbar und aalglatt. Schwer vorstellbar, dass Romney diese Kritik trifft. Ein guter Mormone ist immer unterwegs. Seit den Anfängen war die Kirche in Bewegung. Bereits Gründer Smith empfing fortlaufend neue Offenbarungen, was zu einer stetigen Veränderung von Lehre und Praxis der Gemeinschaft führte.

### Polka statt Bach

Wer verfolgt wird, muss sich vorsehen. Anpassen oder Aussterben lauten die Optionen. 1890 gaben die Mormonen die Vielehe auf, die einst Smith in Offenbarung Nummer 132 empfangen und (nur für Männer) verordnete hatte. Im Bestreben, ihre Kirche zu retten, setzten die Mormonen auf ihre soziale Integration und wurden amerikanischer als die Amerikaner – turbokapitalistisch und ultrapatriotisch, nationalistisch und antikommunistisch (die Kirche sah im Kommunismus ein Werk Satans) –, was ihnen im Kalten Krieg Türen in die Politik öffnete. Und als es sich 1978 nicht mehr vermeiden liess, ihre Gemeinschaft auch für Bürger dunkler Hautfarbe zu öffnen, taten sie es, wenn auch mit Widerwillen, sozusagen veranlasst durch eine göttliche Offenbarung.

Nicht alle Mormonen finden Gefallen an der fortlaufenden Anpassung an den gesellschaftlichen Mainstream. Der Mormonismus des 19. Jahrhunderts sei in Bezug auf die Religion gewesen, was Bach für die Musik war, sagt Paul Toscano, ein Jurist, der exkommuniziert wurde, weil er die Kirchenoberen kritisiert hatte. Heute werde die Kirche nicht mehr von Theologen sondern von Geschäftsmännern dominiert, ihre Lehren seien simpel und hölzern geworden, wie die Schritte eines Polkatanzes.

Die Metamorphose hat ihren Preis. Weit über hundert beträgt die Zahl der Splittersekten, die leben wollen wie damals vor 150 Jahren, abgeschieden von der Aussenwelt, in Kommunen mit vielen Frauen, die ihnen Scharen von Kindern schenken, wobei die Mütter oft selbst noch minderjährig sind. Solche Sonderlinge haben sich in der Prärie Utahs und den angrenzenden Staaten eingenistet, wo sie über ihre Sippe regieren wie Priesterkönige. Den Rechtsschaffenen in Salt Lake City, welche die Einehe für heilig erklären, muss es hochgradig unangenehm sein, wenn jeweils ein Clanchef einer Polygamistenbande vor Gericht steht.

Erfolgreiche Mormonen zeichnen sich heute zwar immer noch durch Kinderreichtum aus (Romney hat fünf Söhne und sechzehn Enkel), ebenso wichtig aber ist die eheliche Treue (seit



*Pure Eingebung:* Religionsstifter Joseph Smith.

43 Jahren ist er mit seiner ersten Frau Ann Lois verheiratet). Eine Mormonenheirat, die im Tempel geschlossen wird, ist für die Ewigkeit – dies ist durchaus im überirdischen Sinne gemeint. Ehemann und Ehefrau werden im Himmel vereint, im Kreis der erweiterten Familie und sämtlicher Vorfahren.

Und was ist mit jenen Ahnen, die unglücklicherweise vor der Offenbarung des «Buchs Mormon» gestorben sind? Der findige Smith hat auch daran gedacht und deshalb die postume Taufe toter Ahnen eingeführt, wodurch diese als Mormonen «gewonnen» werden können, so weit der Stammbaum reicht.

Dies erklärt, weshalb die Mormonen eine veritable Obsession für Ahnenforschung entwickelt haben. Die Family History Library in Salt Lake City verfügt über die grösste Sammlung genealogischer Daten der Welt. Sie sammelt chinesische Stammesaufzeichnungen, transkribiert mündlich überlieferte Stammbäume aus Afrika und leiht in Europa Kirchenbücher aus – auch in der Schweiz –, lässt sie verfilmen und stellt den Besitzern zum Dank eine digitalisierte Kopie zur Verfügung.

### Spirituelles Kidnapping

So richtig freuen über dieses Präsent mag sich längst nicht jeder. Der mormonische Ahnenkult wirft Probleme auf. Datenschützer monieren, es gebe Hinweise, dass die Archive auch schon für andere Zwecke zur Verfügung gestellt wurden. So soll das Material zur Durchführung einer medizinischen Studie verwendet worden sein. Kirchen andererseits argwöhnen, die mormonische Erfassungswut diene in erster Linie zum Zwecke des «spirituellen Kidnapping». Besonders makaber wurde es, als die Mormonen Listen von jüdischen

Holocaust-Toten auftrieben und anfangen, Shoa-Opfer zu taufen. Erst nach Protest jüdischer Organisationen wurde das Unterfangen 1995 eingestellt.

Doch die Totentaufe ist bei weitem nicht die einzige obskure Mormonenpraxis. Für Unmut unter Katholiken, Protestanten und Evangelikalen sorgt insbesondere das mormonische Gottesbild: Anfänglich definierte Gründer Smith Gott als Geist, später besann er sich – durch Eingebung wohlverstanden – anders: Gott soll demnach eine ursprüngliche Gestalt aus Fleisch und Blut haben. Für Mormonen schafft dies gegenüber anderen Christen ein absurd anmutendes Privileg: Da ihr Gott über einen Körper verfügt, können gewöhnliche Sterbliche – sprich alle gläubigen Mormonen – selbst auch Gott werden.

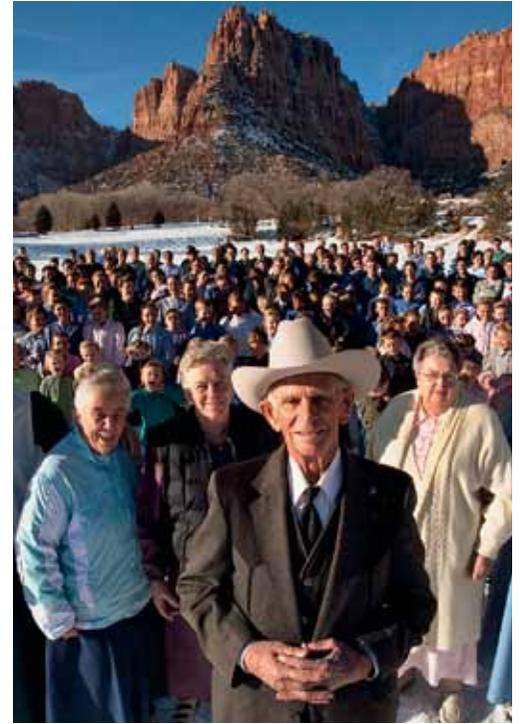
Misstrauen schürt auch die Geheimniskrämerei um die heiligen mormonischen Stätten. Religionsstifter Smith liess sich in eine Freimaurer-Loge einweihen und übernahm deren Rituale weitgehend für seine eigene Kirche. Auf Fotoaufnahmen erinnern die Räumlichkeiten ästhetisch an eine Mischung aus Luxushotel, Raumsonde und Uriella-Chic. Wie es tatsächlich im Inneren der Tempel aussieht und was sich darin abspielt, ist 98 Prozent der Amerikaner nicht bekannt. Der Zugang zu

### Droht im Falle eines Sieges Romneys eine mormonische Verschwörung im Weissen Haus?

den heiligen Hallen ist Ungläubigen, wie Mormonen Mitglieder anderer Glaubensrichtungen bezeichnen, strikt verboten.

Kritischen Fragen über seinen Glauben geht Präsidentschaftskandidat Romney aus dem Weg. Ausschweigen statt thematisieren scheint die Devise der Kirche zu lauten. Gegen aussen unterstreicht man lieber die mustergültige Tugend der Gläubigen: Sauberes Leben und Familienwerte. Um Normalität bemüht, wurde jüngst eine aufwendige Werbekampagne lanciert, die kleinbürgerlichen Alltag verspricht. Auf Plakaten und in TV-Clips zeigen sich ein Anwalt aus Brooklyn, eine Surferin aus Hawaii, ein Motorradfahrer, ein Basketballspieler etc. und präsentieren sich als aufrechte Durchschnittsamerikaner. Sogar ein Popstar tritt auf, der Frontmann der Rockband The Killers, der, seine Kinder auf dem Arm, Banalitäten aus dem Alltag erzählt und zum Schluss konstatiert: «Ich bin ein Mormone.»

Damit scheint man sich frühzeitig gegen Anfeindungen wappnen zu wollen, wie sie bereits vor vier Jahren aufflammten, als Romney zum ersten Mal ins Rennen um die republikanische Präsidentschaftskandidatur stieg. Provokativ fragte damals sein Kontrahent Mike Huckabee: «Glauben Mormonen nicht, dass Jesus und der Teufel Brüder sind?»



*Familienglück:* 5 Frauen, 46 Kinder, 239 Enkel.

In diesem Wahlkampf war es bislang bemerkenswert ruhig. Während das Gros der Medien den Standpunkt vertritt, die religiöse Freiheit sei in der Bill of Rights, den Zusatzartikeln zur Verfassung garantiert und daher tabu, hat man sich im «Bible Belt» bereits in Position gebracht: An einer Konferenz konservativer Christen bezeichnete ein texanischer Pastor und Supporter von Kandidat Rick Perry die Mormonenkirche als «Kult» und stellte die Behauptung auf: «Mitt Romney ist kein Christ.»

Droht im Falle eines Sieges Romneys eine mormonische Verschwörung im Weissen Haus? Niemand wird das im Ernst befürchten. In einem Amerika, wo seit Jahren von einem Wertezerfall die Rede ist, in einer Gesellschaft, die sich gespaltener denn je präsentiert, verströmen die disziplinierten Mormonen eine fast therapeutisch-beruhigende Wirkung. Fleiss, Entschlossenheit und Mässigung – welche Attribute könnten amerikanischer sein?

Doch Kritiker lösen sich durch Romneys Schweigen nicht in Luft auf. Nach wie vor zählen die Mormonen zu den Religionsgruppen, die am meisten Misstrauen erwecken. Eine jüngere «Pew Poll» besagt, dass bei Präsidentschaftswahlen fast ein Viertel der Befragten einem Mormonen seine Stimme nicht geben will.

Vor diesem Hintergrund wirkt die Geheimnistuerei der Kirche antiquiert und könnte sich auf eine Kandidatur Romneys letztlich schädlich auswirken. Glaubensfreiheit hin, Aufrichtigkeit her – in der Hitze des Wahlkampfes werden die Fragen kommen: Wie hält es der Mann, der Amerikas Präsident werden will, mit Gott? Kennt er irdische Grenzen, oder steht er zum mormonischen Bekenntnis: «Wie der Mensch jetzt ist, war Gott einmal, wie Gott jetzt ist, kann der Mensch einmal werden?» O

# Verzweifelte «Budgetmediziner»

Bundesrat und Parlament wollen mit der Managed-Care-Vorlage eine gesteuerte medizinische Versorgung durchsetzen. Das Vertrauensverhältnis zwischen Ärzten und Patienten ist in Gefahr. Zudem droht die Entsolidarisierung zwischen Gesunden und Kranken. *Von René Haldemann*

Managed Care bedeutet gesteuerte medizinische Versorgung unter betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten. Bereits das heutige Krankenversicherungsgesetz (KVG) lässt bei der Grundversicherung Formen mit Managed Care zu. Versicherte verzichten dabei freiwillig auf die freie Arztwahl und bekommen dafür Prämienrabatte. Auf dem freien Markt haben sich verschiedene Prämiensparmodelle entwickelt. Neben dem Hausarztmodell und dem Modell der telefonischen Beratung vor dem Arztbesuch gibt es das Modell des Ärztenetzwerks mit Budgetverantwortung, bei dem für alle eingeschlossenen Versicherten ein Budget vertraglich festgelegt wird. Je nachdem, ob das Netzwerk das Budget unter- oder überschreitet, macht es Gewinn oder Verlust. Handelt es sich um eine Budgetmitverantwortung, teilen sich Krankenversicherer und Netze Verluste und Gewinne hälftig.

Im letzten Herbst hat das Parlament die KVG-Teilrevision Managed Care verabschiedet. Ihr Ziel ist es, möglichst viele Versicherte in ein Netzwerk mit Budgetmitverantwortung zu drängen. Wer an freier Arztwahl festhält, muss im Krankheitsfall fünfzehn statt zehn Prozent der Kosten bezahlen und trägt einen doppelt so hohen Selbstbehalt. Falls die Revision in Kraft tritt, sind folgende Nachteile absehbar:

1—Der kranke Versicherte wird doppelt gebüsst. Einerseits bezahlt er höhere Prämien, wenn er verständlicherweise eine minimale Franchise wählt. Andererseits wird er durch die differenzierte Kostenbeteiligung bestraft. Der Gesunde hingegen kann mit einer hohen Franchise Prämien sparen, ist kaum vom höheren Selbstbehalt betroffen – und kann so an der freien Arztwahl festhalten. Das Gesetz wirkt somit entsolidarisierend.

2—Die Politik delegiert das Kostenproblem an die Netzwerk-Ärzte. Diese sind nun sowohl medizinisch wie ökonomisch für die Versorgung verantwortlich. In diesem Konflikt droht wegen des Budgetdrucks eine versteckte Rationierung. Die gefährlichen finanziellen Anreize, die auf den Arzt wirken, belasten dessen Vertrauensverhältnis zum Patienten: Verweigert der Arzt eine konkrete Leistung, weil diese medizinisch unnötig ist oder weil es zum Vorteil von dessen Brieftasche ist?

3—Die hausärztliche Versorgung der Schweiz geniesst heute weltweit hohes Ansehen. Es ist fraglich, ob sich die Effizienz zu vernünftigen Bedingungen steigern lässt. Umgekehrt gibt es keine Beweise, dass sich mit Budgetnetzwerken Geld sparen lässt, sofern die Versorgungsqualität beibehalten wird. Der Krankenkassenverband Santésuisse zeigte sich in einer Analyse überrascht über den Mangel an detaillierten

und vergleichbaren Studien zur Kosteneffektivität. Der Krankenversicherer Helsana warnte bereits früher: «Managed Care senkt die Kosten nicht per se.» Auf die Frage, wie viel Geld mit Managed Care eingespart werden könne, antwortete Helsana-Verwaltungsratspräsident und Professor für Gesundheitsökonomie Thomas Szucs, ihm seien keine empirischen Daten bekannt, die eine eindeutige Antwort gäben. Auch Peter Berchtold, Präsident des Forum Managed Care, liess verlauten: «Es gibt keine Beweise, wie viel mit integrierter Versorgung eingespart werden kann – darum geht es aber auch gar nicht, sondern um eine Verbesserung der Qualität.» Gibt es aber ein Qualitätsproblem? Die OECD und die Weltgesundheitsorganisation haben der Schweiz Bestnoten bezüglich der medizinischen Versorgung erteilt – lediglich mit Blick auf die alternde Gesellschaft müsse sie die Kosteneffizienz im Auge behalten.

## Krach im Hausarztverband

In einer Urabstimmung der Schweizer Ärztevereinigung FMH lehnten zwei Drittel das Reformpaket ab und verlangten die Unterstützung des Referendums. Während der Vorstand der FMH den basisdemokratischen Entscheid vorbehaltlos akzeptiert, rebellieren die Befürworter der Budgetmedizin und die Elite des Verbandes Hausärzte Schweiz. Sie drohen, sich im Abstimmungskampf für die Reform einzusetzen. Ob die Hausärzte aber mehrheitlich dafür sind, ist fraglich: Eine Befragung der Hausärzte beider Basel ergab, dass drei Viertel die Reform ablehnen. Zu einem ähnlichen Ergebnis kam eine Umfrage im Kanton Genf. Offenbar gibt es im Schweizer Hausarztverband einen Elite-Basis-Konflikt.

Im November erschienen im *Tages-Anzeiger* und in der *Berner Zeitung* grosse Artikel, in denen das legitime finanzielle Engagement der FMH im Referendumskampf skandalisiert wurde. Es wurde ohne Beleg behauptet, dass nur die Spezialisten gegen die Reform seien, die Hausärzte hingegen klar dafür. Jörg Fritschi, Präsident des Schweizer Dachverbandes der Ärztenetze, erklärte kürzlich: «Managed Care ist kein Produkt, Managed Care ist eine Frage der Haltung.» Offenbar ist die Verzweiflung bei den «Budgetmediziner» ob der schwindenden Begeisterung für Managed Care gross.

**René Haldemann** ist Facharzt für Allgemeine Innere Medizin und Vorstandsmitglied im Verein für freie Arztwahl.



**Schwindende Begeisterung für Managed Care:** Hausarzt im Gespräch mit einer Patientin.

# Der König der Könige

Er gehörte in den neunziger Jahren zu den begabtesten Fussballern der Welt, seine Fans nannten ihn «King Eric». Jetzt geht Eric Cantona auf Unterschriftensammlung bei den französischen Bürgermeister\*innen. Zum Wohle seiner Untertanen wolle er Präsident werden, sagt er. *Von Stefan Brändle*

Eric Cantona rollt die Augen, fuchelt mit den Armen und schreit hinter seinem Gitter: «Es lebe die Scheisse!» Wir sind an einem Theaterabend in Genf, der 45-jährige Franzose gibt den Hauptdarsteller in einer Adaption des surrealen Stücks «König Ubu» von Alfred Jarry. Es geht um einen grotesken Tyrannen, der sich mittels Königsmord selber auf den Thron hisst und Schrecken verbreitet. Auf der Bühne faucht er wie ein Löwe, bis sich ihm die Barthaare aufstellen. In einem Interview sagte der Ex-Fussballer: «Das Stück ist bestialisch!» Regisseur Dan Jemmett, der mit seiner Truppe durch Frankreich, Belgien und die Westschweiz tourt, freut sich über Cantona: «Als ich ihn sah, wusste ich instinktiv, dass er der richtige König Ubu war.» Nach der Vorfüh-

**Eine Genfer Zuschauerin schwärmt ergriffen: «Er kann brüllen wie keiner sonst.»**

rung schwärmt eine Genfer Zuschauerin ergriffen: «Er kann brüllen wie keiner sonst.»

Cantona kann noch einiges mehr. Der mehrfache Fussballer des Jahres, der bei Manchester United öfters eine goldene Krone aufgesetzt erhielt, philosophiert gerne, engagiert sich sozialpolitisch und betätigt sich als Schauspieler. Wie etwa im Spielfilm «Looking for Eric», in dem er sich selbst spielte. In einer Szene antwortet er einem Fan, der seine Männerpower bewundert, mit seiner tiefen Stimme: «Ich bin kein Mann.» Langes Schweigen, sein Blick geht in die Ferne, dann fügt er an: «Ich bin Cantona.» Erneute Pause, der Blick bohrt sich dem englischen Fan in die Seele. Und plötzlich lacht Cantona auf. Lacht sein teuflisches Lachen, lacht über sich selbst, über den König in sich.

Wenn jemand anders seinen fürstlichen Status in Frage stellt, findet das Cantona weniger amüsant. In französischen Klubs wie AJ Auxerre oder Olympique Marseille (OM) gross geworden, beklagte er sich 1988 bitter, als ihn Nationaltrainer Henri Michel nicht zum Spiel gegen Spanien aufbieten wollte. Mit noch jungfräulichem Bart meinte er in eine TV-Kamera, er habe doch bewiesen, dass er derzeit in Form sei, und wenn ihn Michel trotzdem nicht einsetze, dann sei der Trainer nicht mehr weit davon entfernt, das zu sein, was zu umschreiben sei mit dem Begriff «Scheissack».

Der Blick flackerte noch leicht, als der aufstrebende Star das Wort sagte, das ihm dann



«Fussballer des Jahrhunderts»: Ex-Profi Cantona, 45.

bei den *Bleus* eine einjährige Spielsperre eintrug. Mit der Zeit gewöhnte sich Frankreich aber an das *Enfant terrible* mit dem düster-explosiven Temperament und dem Marseiller Akzent, mit dem er *pain* (Brot) klingen lässt wie ein Pistolenschuss. Als ihn der OM-Trainer einmal aus dem Spiel nahm, schmiss er sein Leibchen auf den Boden (ein Monat Spielsperre). Als der Schiedsrichter einen Freistoss gegen ihn verhängte, warf er ihm den Ball nach (vier Matchsperrern). Die Verbandsfunktionäre, die diese Sanktion über ihn verhängten, nannte er «Idioten» (zwei Monate Sperre). Da gab Cantona wütend bekannt, er hänge den Fussball ganz an den Nagel. Und wer ihn kannte, wusste, dass das ernst gemeint war.

### Furioses Talent

Der neue Nationaltrainer Michel Platini überzeugte «Canto» schliesslich, dass sein Beschluss nur für Frankreich gelten könne. So heuerte der stürmische Stürmerstar in England an, zuerst bei Sheffield, dann bei Leeds. Es war ein Glück: In der englischen Meisterschaft kam das furiose Talent des Südfrenzen erst richtig zur Geltung. Seine Kurzpässe, Absatztricks, Volleys, Dribblings und verblüffenden Torschüsse passten zum britischen Fussball. Die Herzen der Fans eroberte Cantona, als er ihnen in seinem noch kaum existierenden Englisch über die Stadionlautsprecher zurief: «Ich liebe euch. Ich weiss nicht warum, aber ich liebe euch!»

Nachdem er für Leeds den Meistertitel geholt hatte, wechselte er 1992 bei einem Millionentransfer zu Manchester United. Gegen Galatasaray drang erstmals wieder der *bad boy* durch, als er sich mit dem Schiedsrichter anlegte (vier Matchsperrern). Gegen Swindon trat er einen Verteidiger nieder (fünf Matchsperrern). Doch die Briten liebten den cholerischen *frenchie* und nannten ihn bald «King Eric». Sein Punch, sein Timing, seine Spielüberlegenheit und vor allem seine Tore machten ihn bei seinen Fans zum «Fussballer des Jahrhunderts». Gegen Sunderland holte er sich den Ball einmal an der Mittellinie und überrannte die halbe Mannschaft, mit einem Doppelpass Boden gewinnend, bis er endlich im Strafraum war; dort umspielte er die drei letzten Verteidiger und lobbte den Ball federleicht über den Torwart hinweg ins hohe Eck, den Pfosten streichelnd.

Das Old Trafford lag Cantona zu Füssen. Der Captain mit der Nummer 7 und dem hochgeschlagenen Hemdkragen drehte sich wie in Zeitlupe zum Publikum, fasste das ganze Stadion ins Auge und hob langsam die Arme, bis sein diabolisches Lächeln endlich sein Gesicht erhellte. «Outrageous», sagte der Kommentator nur, während die Zuschauerränge bebten und die Cantona-Sprechchöre wogten. Fussballgeschichte schrieb Cantona auch an jenem 25. Januar 1995 gegen Crystal Palace, als er

wegen eines Fouls vom Platz gestellt wurde. Der Vulkan von einem Fussballer liess sich nichts anmerken, was bedeutete, dass es in ihm kochte. Beim Verlassen des Spielfelds verhöhnnte ihn ein Zuschauer; da sprang Cantona über die Werbetafel und dem gegnerischen Fan mit einem Kung-Fu-Tritt in die Brust; es folgte eine wüste Keilerei, bevor der Extremfussballer mit Philosopheneinschlag den Platz wie ein Löwe in Ketten verliess. «Canto» schuldete der Sportwelt eine Erklärung. Bei einer Pressekonferenz ergriff er endlich das Wort. «Wenn die Möwen dem Kutter folgen», sagte er und nahm einen Schluck Wasser, «dann nur, weil sie denken, dass die Sardinen zurück ins Meer geworfen werden.» Erhob sich und verliess den Raum.

Die Justiz blieb ihm aber auf den Fersen, und der französische Staatspräsident François Mitterrand musste höchstpersönlich eingreifen, damit dem bekanntesten Fussballlegionär seines Landes eine Haftstrafe erspart blieb. Acht Monate später kehrte Cantona gegen Liverpool wieder zu den «Reds» zurück. Zwei Minuten nach Spielbeginn gab er bereits einen entscheidenden Pass zum Führungstor; in der

---

### Er fotografiert und malt, wobei er mindestens so dick Farbe aufträgt wie van Gogh.

---

zweiten Halbzeit erzielte er den Ausgleich. Im letzten Spiel der Saison schoss er Manchester sodann zum Meistertitel.

1997 beendete der 30-jährige Fussballer seine Karriere auf dem Höhepunkt. Noch Jahre später, wenn er ein Spiel von ManU privat besuchte und von den Zuschauern erkannt wurde, stimmten sie für ihn die Marseillaise an. Man muss sich das vorstellen: Raue britische Schlachtenbummler, die nichts lieber tun als über die *froggies* zu lästern, das heisst über die Froschschenkelfresser von jenseits des Ärmelkanals – ausgerechnet sie sangen für ihren Lieblingskönig die Nationalhymne des jahrtausendealten Erzfeindes.

### «Verzeihen ist ein grosses Wort»

In Frankreich fragte ein Journalist Cantona Jahre später, ob er gegenüber dem Crystal-Palace-Anhänger nicht einen unverzeihlichen Akt begangen habe. «Verzeihen ist ein grosses Wort, unpassend für eine kleine Attacke auf einen kleinen Fan; das passt eher auf die Kirche, die Katholiken, die beten, und auf den Papst, der derweil seine Rolex trägt und die Leute anpisst», antwortete Cantona. «So wie ich gewisse Journalisten anpisse. Gewisse Journalisten wie Sie», sagte er, mit dem Finger auf einen zeigend, dann auf einen zweiten: «Und Sie.» Die Geehrten protestierten laut-hals und live, aber Cantona war noch fünf Jahre nach jenem Abend wütend und wieder-

holte, jede Silbe betonend: «Ich pisse euch Journalisten an.» Einer verlangte, dass Cantona die Talkshow verlasse. «Auf Wiedersehen», meinte der Fussballer, streckte ihm die Hand hin und sagte: «Sie können gehen.»

Cantona schottete sich ab. 2007 heiratete er in zweiter Ehe die bekannte Schauspielerin Rachida Brakni; mit ihr hat er ein drittes Kind, einen Jungen namens Emir. Medien und Öffentlichkeit vermeidet er wie der Löwe die Fallgrube. Er fotografiert und malt, wobei er mindestens so dick Farbe aufträgt wie van Gogh. 2010 rief er die Erdenbürger zum «Bankrun» gegen Spekulanten auf. «Statt auf der Strasse zu demonstrieren, gehst du auf die Bank und hebst dein Geld ab», sagte er am französischen Fernsehen mit seinem knüppeldicken Provence-Akzent. «Wenn zwanzig Millionen Leute ihr Geld zurückziehen, bricht das Finanzsystem zusammen. Ohne Waffen, ohne Blut.»

Es floss zwar kein Blut, aber auch kein Geld: Die Anhänger des königlichen Rebellen gingen nur vereinzelt zur Bank. Das Finanzsystem hielt dem Bastille-Sturm stand, Sozialistenchefin Martine Aubry meinte bitterböse, Cantona habe sein erstes Eigentor geschossen.

Der selbstbesiegte Ex-Star auferlegte sich eine neue Mediensperre: Bis Anfang 2012 hörte man nichts mehr vom «King». Die Journalisten drangen schon gar nicht mehr zu ihm vor. Zum Jahresbeginn hat er den 35 000 Bürgermeistern Frankreichs einen Brief geschrieben: Er bittet sie um ihre Unterschrift. Deren 500 will er zusammenbringen – so viele, wie jeder Franzose beibringen muss, wenn er bei den Präsidentschaftswahlen antreten will.

Ob Cantona im April gegen Nicolas Sarkozy oder François Hollande tatsächlich ins Rennen steigen wird, lässt der heute 45-jährige Ex-Fussballprofi bewusst offen. Er rief nur einen Journalisten von *Libération* an und gab ihm ein Interview, mit dem einzigen Thema der Obdachlosigkeit und der Wohnmisere Frankreichs. Das ist der eigentliche Grund für seinen Kandidaturappell, leben doch nach seinen Worten 10 von 65 Millionen Franzosen unter unwürdigen Bedingungen. Die Stiftung Abbé Pierre, die sich für mehr Sozialwohnungen einsetzt, zeigte sich glücklich über ihr neues Ziehpfand.

Cantonas Vorgehen erinnert an den Komiker Coluche, der im Jahr 1980 Unterschriften für seine Präsidentschaftskandidatur gesammelt hatte. In Umfragen kam der Gründer der Volksküchen Restos du Cœur auf bis zu 16 Prozent Anhänger; dann zog er seine Kandidatur aber zurück, um den Sieg des Linkskandidaten François Mitterrand nicht zu gefährden.

Cantona wird im April vielleicht auch nicht antreten, nachdem er seine Anliegen unter die Leute gebracht hat. Der französische Robin Hood will wohl kaum in den Elysée-Palast einziehen und dort Wahlmonarch spielen. Ein wahrer König spielt nicht König. Er ist es. ○



«Nicht reden, sondern trainieren»: Superstar Ali am Üetliberg, einen Tag vor Heiligabend 1971.



# Und Muhammad Ali flog über den Üetliberg

Wie der schlaue Impresario Hansruedi Jaggi 1971 den grössten Boxer aller Zeiten nach Zürich holte und die Welt es nicht merkte. Hommage an den Fighter und Poeten, der gerade siebzig wurde.

Von Peter Hartmann und Eric Bachmann (Bilder)

Am Tag, als der Champ einflog mit seinem 50-köpfigen Tross aus Familie, Betreuern, Kumpeln und Wächtern und Schnorrern, lag Zürich unter einer dichten Nebeldecke, und die Maschine aus New York kreiste noch stundenlang im Ungewissen, so dass die zwinglianischen Zweifler wieder dachten: Muhammad Ali kommt nicht.

Aber er landete, und das hatte nur einer mit Sicherheit gewusst, der drahtige, kleine Kerl, der ihn und sein Gefolge am Gangway begrüsst, ein mit Ringen und Ketten behängter Langhaariger, der aufgeregt in Silberstiefeln herumhüpfte: der Kampf-Veranstalter, gerade so alt wie der schwarze Gladiator, ein notorischer Bürgerschreck namens Hansruedi Jaggi. Er liess den berühmtesten Boxer der Welt in einer Stretchlimousine von Weltfurrer durch die fremde, kleine Stadt gondeln, und am Morgen danach, am 23. Dezember 1971, warteten der Fotograf Eric Bachmann und sein Reporterkollege im Foyer des Hotels «Atlantis», des damals modernsten Zürcher Hotels, das heute nicht mehr existiert, auf eine Gelegenheit, in Alis Dunstkreis zu treten.

## Im zerschlissenen Trainingsanzug

Bachmann, heute 72, zwei Jahre älter als der Jubilar, erinnert sich: «Plötzlich trat er aus dem Lift. Er trug einen zerschlissenen Trainingsanzug, darüber eine Jacke und ein Paar uralte zerlatschte Militärstiefel.» Sportler klammern sich häufig an ausgetragene Klamotten wie an Amulette, aber Militärschuhe nahmen sich im Falle Alis merkwürdig aus, denn er hatte den Kriegsdienst in Vietnam verweigert und war dem Gefängnis zwar entgangen, als Boxer jedoch dreieinhalb Jahre kaltgestellt worden, widerrechtlich, wie letztinstanzlich der Oberste Gerichtshof feststellte. Ali, der Poet, dichtete: «Räumt mir eine Zelle doch/und steckt mich in ein finstres Loch/Denn lieber Gefängnisbrot/als in Vietnam und tot!» Er verlor alles: Frau, Vermögen, den Titel, den Pass.

Als sie ihm erlaubten, in den Ring zurückzukehren, war er nicht mehr «der schwebende Schmetterling», der «wie eine Biene» stach, wie er sich selber besungen hatte; seine Existenz war angezählt, nachdem ihn der neue Weltmeister «Smokin' Joe» Frazier im

Madison Square Garden erstmals auf die Bretter geschickt und er seinen ersten Kampf als Berufsboxer verloren hatte. Dass er seinen «Sklavennamen» Cassius Marcellus Clay Jr. schon vor der Zwangspause abgelegt hatte und sich zur «Black Muslims»-Bewegung bekannte, machte ihn für das amerikanische Publikum zum Staatsfeind. Sein spiritueller Führer Herbert Muhammad von der «Nation of Islam» führte ihn am Gängelband.

«Ali war freundlich, keine Spur überheblich», erzählt der Fotograf Bachmann. «Er erklärte, er wolle jetzt nicht reden, sondern trainieren, wir sollten einfach mitlaufen. Er rannte los über die verschneiten Hänge des Üetlibergs, wir hinterher, und wir kamen wieder heran, wenn er Pausen einlegte zum Schattenboxen. Er nahm mir zum Spass im-

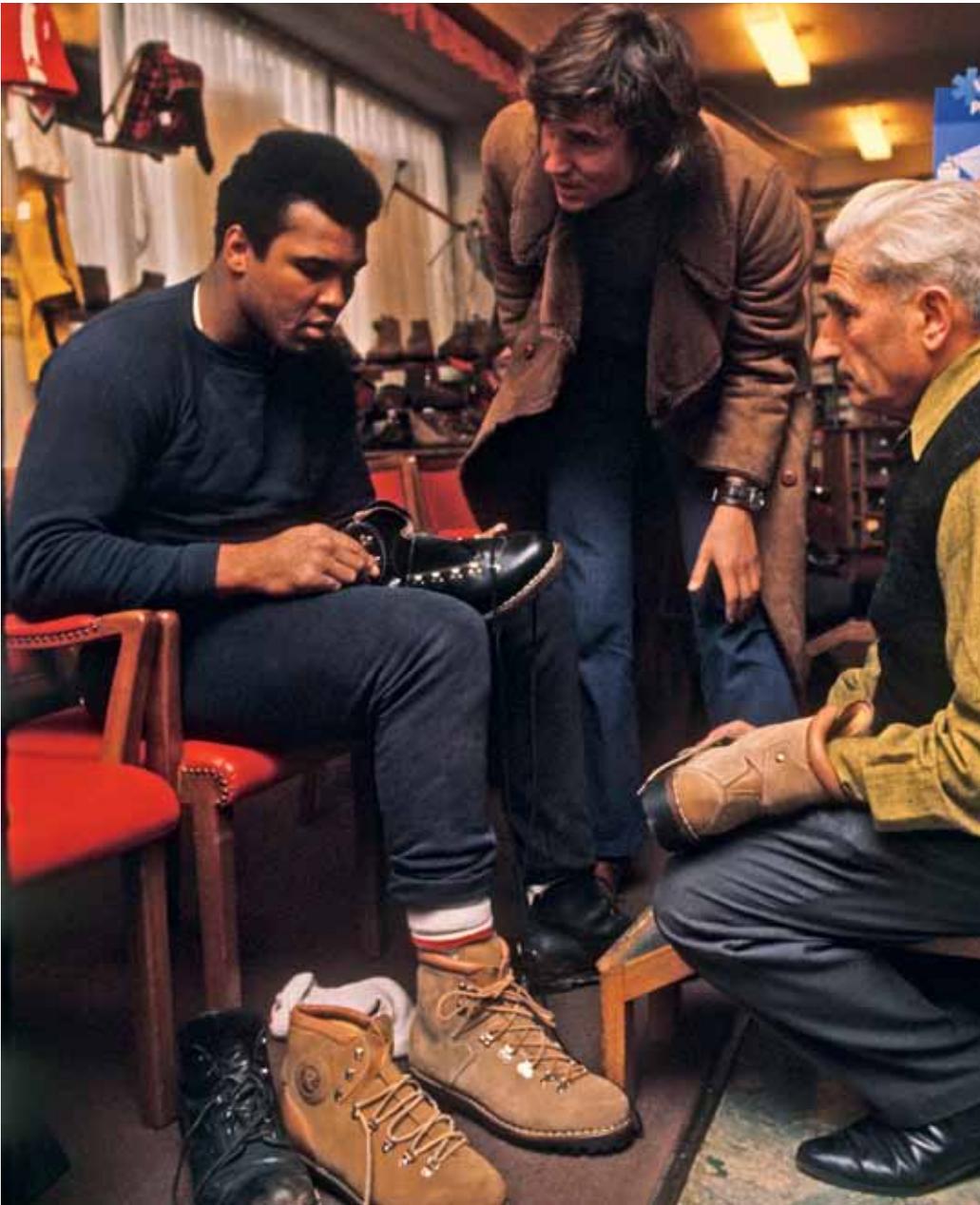
---

«Er nahm mir zum Spass immer wieder die Kamera aus der Hand und fotografierte mich.»

---

mer wieder die Kamera aus der Hand und fotografierte mich, wie ich nach Luft schnappte. Oben auf dem Berg schien die Sonne, und er wurde langsamer, der Schnee hatte seine Füsse völlig durchnässt. Ali starrte auf die perfekten Schuhe und die warmen roten Socken der Zürcher Wanderer. Einen quatschte er an und fragte nach der Marke der Schuhe. Als wir wieder vor dem Hotel standen, erklärte Ali: «Und jetzt gehen wir Schuhe kaufen.» Er meinte: sofort. Er war total verschwitzt, und die grosse Limousine war verschwunden. Wir quatschten uns also in meinen kleinen Datsun – Ali, Trainer Angelo Dundee und der Reporter – und fuhren an die Langstrasse zum Schuhgeschäft Schönbächler, das der Wandersmann empfohlen hatte. Ali hatte Grösse 47, und es gab nur ein einziges Paar, das ihm passte, Bergschuhe in hellbraunem Kalbsleder. Der Ladenbetrieb brach zusammen, von der Strasse drängten Leute hinein. Jeder wollte ein Autogramm von Ali. Er hatte natürlich kein Geld bei sich, der Trainer auch nicht. Also bezahlte ich die Rechnung und schenkte Ali die Schuhe. Später kauften wir noch eine Pelzmütze und Handschuhe für die Läufe auf den kalten Üetliberg.»

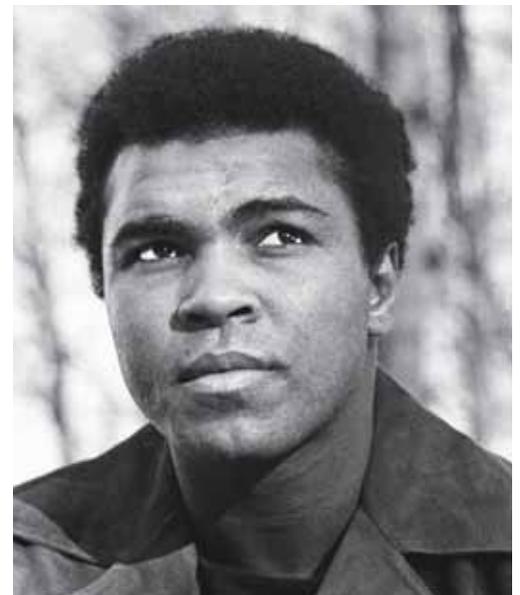
>>>



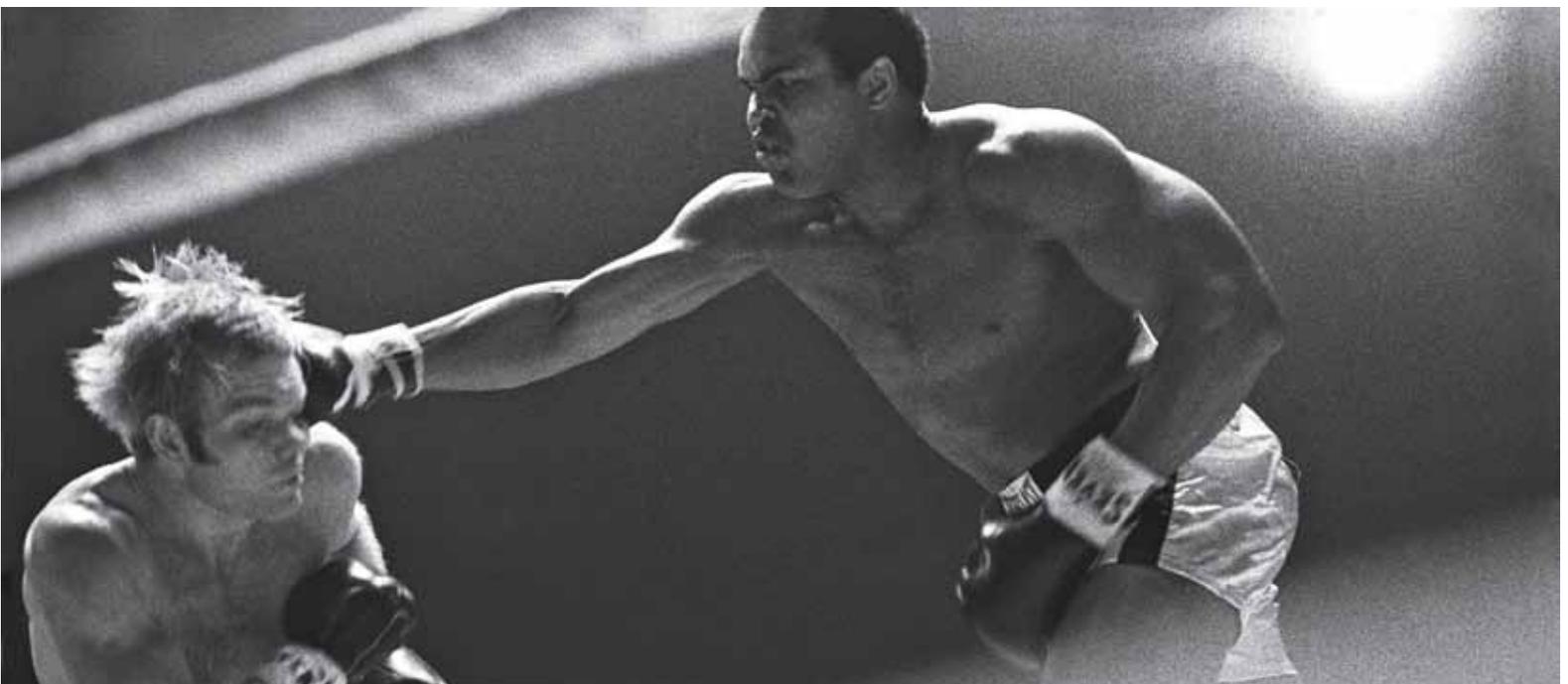
«Er hatte natürlich kein Geld dabei»: Ali im Schuhgeschäft Schönbächler an der Zürcher Langstrasse.



Rotes Tuch: Veranstalter Jaggi.



«Jürgen Blin – leg dich hin»: Poet Ali in Zürich.



In der siebten Runde war Schluss: Ali gegen den deutschen Boxer Jürgen Blin am 26. Dezember 1971 im halbvollen Hallenstadion.

Es ging dauernd um Geld bei diesem Kampf. Um fehlendes. Der Impresario Jaggi hatte mit dem *Blick*-Klatschreporter Jack Stark in tiefer Nacht an der Bartheke um eine Flasche Ballantine's gewettet, Muhammad Ali nach Zürich zu holen. Jaggi war klein, und er kam aus dem Nichts, aus Oberengstringen, er hatte als Lampenverkäufer und als Kellner angefangen. Seine Handicaps kompensierte er mit hellwacher Schlaueit und einem ungeheuer aggressiven Mut. Er war ein kreativer Abenteurer, der sich als Paradiesvogel tarnte, und er stand dauernd unter Speed. Er brachte 1967 die Rolling Stones nach Zürich. Der Auftritt der Rockband ging unter in einer Zerstörungssorgie im Hallenstadion und in einer Strassenschlacht. Jaggi vergass im Rausch die Einnahmen, 150 000 Franken in einer Plastiktasche, das Startkapital für weitere Höhenflüge, in einer illegalen Bar; anderntags war das Geld noch dort. Ende Mai 1968 legte Jaggi nach mit dem zweitägigen Monsterkonzert mit Jimi Hendrix als Star, wieder im ausverkauften Hallenstadion und mit einer noch heftigeren Gewaltkonfrontation zwischen Jugend und Polizei, Zunder für die Globus-Krawalle, die dann Zürich erschütterten.

### Der stotternde Mäni Weber

Muhammad Ali zu ködern, war schwieriger. Drei Mal flog Jaggi in die USA zu Verhandlungen mit dem Sektenmanager Herbert Muhammad; beim dritten Mal klappte es dank einem Prominenten-Bonus, weil der Unbekannte aus der Schweiz mit seinem Freund Rock Brynner aufkreuzte, dem Sohn des Filmschauspielers Yul Brynner. In Zürich zog für Jaggi der Erdölhändler Peter Heutschi die Fäden, der für die sowjetische Firma Nafta eine Niederlassung betrieb – das rückte Jaggi auch noch in die Nähe des Kommunismus. Heutschi verfügte über eine unschätzbare Infrastruktur: Sekretärin, Kugelpf-Schreibmaschine, Telex, eine feste Adresse an der Gessnerallee.

Für das Normalo-Zürich war Jaggi ein hinterhältiger Kotzbrocken, ein rotes Tuch, ständig verstrickt in Querelen mit Polizei und Richtern, die ihn und seine In-Lokale wie das «Revolution» an der Zwinglistrasse und das «BlowUp» im Niederdorf ausräuchern wollten. Zürichs Stadtpräsident Sigi Widmer verweigerte dem Kampfprojekt jegliche Unterstützung und warf Jaggi aus dem Büro.

Jaggi selber sah sich als völlig apolitischen Menschen. Er war nur auf Kohle und Schlagzeilen aus. Zuerst plante er, den Ali-Kampf in einem Zirkuszelt in Vaduz austragen zu lassen; er war in Liechtenstein gemeldet und protzte mit einem Ferrari GTB mit der FL-Nummer 388 FXC. Wahlweise dachte er auch an das Sankt-Jakob-Stadion in Basel, den Fight mit einer Motocross-Show verbunden. Der Hallenstadion-Direktor Heiri Hächler verdoppelte die Miete auf 50 000 Franken, die Stadtpolizei verlangte vorsichtshalber 13 000 Franken Vorschuss für den Einsatz.

Jaggi schlug ein. Kampftag der 26. Dezember 1971. Der neunseitige Vertrag mit dem Ali-Clan schrieb eine Gage von 300 000 Dollar fest, was damals mehr als eine Million Franken bedeutete. Die TV-Rechte für Übersee wollten die Amerikaner in eigener Regie vermarkten.

Der Kampf stand unter einem schlechten Weihnachtsstern. Alis Gegner, der Deutsche Jürgen Blin, den Jaggi nach mühsamer Suche als blonde Kontrastfigur gebucht hatte, war in den USA völlig unbekannt. Der Makler Richard Durham, einer der engsten Freunde Alis, kriegte keinen einzigen TV-Abschluss zustande. In der Schweiz anbot sich der TV-Re-

---

### «Ab der 4. Runde tanzte er im künstlichen Licht. Alis Linke schlug alle drei Sekunden ein.»

---

porter Ernst Hui, als Makler gegen Provision den Kampf seinem Chef Martin Furgler anzudrehen. Furgler wand sich heraus, wegen der Mitternachtsmesse in der Kathedrale Freiburg sei ohnehin kein Übertragungswagen verfügbar. Schliesslich zeigte der englische Privatsender ITV den Fight aus Zürich als einzige Station live, für lumpige 11 000 Dollar. Auch der Vorverkauf lief äusserst schleppend, obwohl Jaggi den *Blick*-Reporter Mario Widmer als Werbetrommler engagiert hatte.

Am Stephanstag sagte das stotternde Fernseh-Idol Mäni Weber in der von 6361 zahlenden Zuschauern nur halb gefüllten Arena den Kampf an. Der Zürcher Underground-Dichter Stefan Sadkowski schrieb in der *Weltwoche*: «Ab der 4. Runde tanzte Muhammad im künstlichen Licht. Alis Linke schlug alle drei Sekunden ein, der Spielernst hatte begonnen. Jürgen Blin suchte den Niederschlag, weil er keine Idee hatte. Er stürzte sich in Ali, auf den Lucky Punch hoffend. In der 7. Runde brach Blin zusammen.» Wie Ali reimend vorausgesehen hatte: «Jürgen Blin – leg dich hin.»

Lediglich drei Reporter aus den Staaten sassen am Ring in Oerlikon. Mike Katz fiel auf, wie Ali «plötzlich dreifache rechte Haken schlug». In Thomas Hausers grossartiger Biografie «Muhammad Ali. His Life and Times» kommt der Zürcher Kampf nur auf wenigen Zeilen vor.

Muhammad Ali kam aus seinem Tief heraus und schrieb Boxgeschichte mit seinen übermenschlichen Siegen gegen George Foreman und Joe Frazier. Aber Amerika vergass ihn allmählich, bis er 1996 in Atlanta, zitternd und schwer gezeichnet vom Parkinson-Syndrom, an der Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele das Feuer im Stadion entzündete – Ali wurde die weltweit geachtete Symbolfigur für Frieden, Toleranz und Gerechtigkeit. Eine Werbeagentur versilberte ihm mit einem 50-Millionen-Dollar-Vertrag – so viel wie die Gagen seiner Karriere – den Lebensabend, den er mit seiner vierten Ehe-

frau Lonnie in Scottsdale, Arizona, verbringt. Am Dienstag ist er in der Dämmerung seiner Krankheit siebzig geworden.

### 800 000 Franken Defizit

Hansruedi Jaggi verbrannte weitere wilde Lebensjahre im Zürcher Milieu, bis ihn der Anwalt und spätere Bundesrat Moritz Leuenberger aus der U-Haft holte. Jaggi emigrierte nach Texas, wo er einen Jagdpark von der Fläche der ganzen Ostschweiz betrieb, und lebte eine Zeitlang in Costa Rica. Den Ali-Kampf hatte ihm damals der deutsche Industrielle Bernd Grohe finanziert, der auch stillschweigend das abschliessende Defizit von über 800 000 Franken deckte. Jaggi starb, als glücklicher Familienvater, im Jahr 2000 in Zürich mit 59 Jahren an den Folgen einer unheilbaren Muskellähmung.

Alis Zehn-Tage-Visite in Zürich blieb Fussnote einer grossen Karriere, doch es gibt darüber einen fabelhaften Film, dessen Geschichte so mysteriös ist wie die des Kampfes. Gedreht hat ihn der Filmer Ernst Bertschi, der sich später Max Ramp nannte, mit einer acht Kilo schweren, geräuschlosen Eclair-Kamera, im Alleingang ohne Assistenten. Er hatte Tag und Nacht Zugang zu Ali und seiner Familie und betitelt sein Werk «Muhammad Ali – The Baddest Daddy in the Whole World», was wortspielerisch das Gegenteil bedeutet: Ali als liebevoller, verschmitzter Vater (er konnte auch hervorragend zaubern und Dinge verschwinden lassen) mit der dreijährigen Maryum und den Zwillingbabys Jamillah und Rasheda. Der Film lief in einem New Yorker Studiokino, im US-Spartensender Channel 13, an der Biennale in Venedig, an den Solothurner Filmtagen und sogar im Deutschschweizer TV.

Der Streifen scheint verschollen, bis auf einige Video- Raubkopien. Jaggi behauptete, «The Baddest Daddy» für 250 000 Dollar an einen amerikanischen Sammler verkauft zu haben, doch der war zum angeblichen Zeitpunkt schon tot. Zu sehen ist, wie Muhammad Ali auf den verschneiten Wiesen des Üetlibergs in seinem Fetischglauben weiterhin in seinen löchrigen, uralten Militärstiefeln herumtrabte. Und wie er, halb Prediger, halb früher Rapper, aus dem Stegreif in seinem eindringlichen Stakkato ein Poem sprach, das auf seinem Denkmal stehen müsste, falls sich Zürich je an den grössten Boxer aller Zeiten erinnert:

*A man without imagination  
stands on the world.  
He has no wings,  
he cannot fly.*

(Ein Mensch ohne Fantasie  
bleibt auf der Erde stehen.  
Er hat keine Flügel,  
er kann nicht fliegen.)



**Brutale Logik:** Ex-Fussballer Ailton und Musikerin Jazzy (kleines Bild oben), Erotikmodel Micaela Schäfer und Schauspieler Rocco Stark (links und

## Raupen zum Frühstück

Bei «Ich bin ein Star – holt mich hier raus!» mühen sich Prominente mit Ungeziefer und mit sich selbst ab. RTL quält die Stars und ergötzt das Publikum. Das Schweizer Fernsehen macht es umgekehrt. *Von Peter Keller*

Keine Schminke, kein Mitleid, keine anständige Toilette. Das RTL-Dschungelcamp ist in die sechste Saison gestartet. Es fehlt an allem ausser an Kakerlaken und Zuschauern. Nicht einmal etwas Empörung kommt mehr auf. Inzwischen weiss jeder (auch das Publikum), worauf man sich einlässt: Elf Kandidaten quälen sich ab mit Ungeziefer und mit sich selbst.

Dschungelcamp ist Antifernsehen und gerade deswegen von brutaler Logik. Man hat es schon länger geahnt: Die Show-Treppe endet in Wahrheit tief unter der schön ausgeleuchteten TV-Bühne. Das Medium produziert Müll, und der Müll will entsorgt werden. Am besten noch unter guten Quoten. 6,88 Millionen haben zum Auftakt der aktuellen Staffel eingeschaltet. Das sind ein Viertel aller Zuschauer.

Das Warm-up für die Sendung beginnt einiges früher. RTL und *Bild*-Zeitung geben die Kandidaten schon Wochen voraus einzeln bekannt. Das steigert die Vorfreude. Heuer ist die

Besetzung international wie nie: mit Brigitte Nielsen, der rundum erneuerten Silikon-Ikone aus den achtziger Jahren, oder dem brasilianischen Ex-Bundesligaspieler Ailton, genannt der Kugelblitz.

### Erstmals mit Schweizer Beteiligung

Auch für uns Schweizer ist diese Staffel insofern eine nette Premiere, als erstmals ein Landsmann um die Gunst beziehungsweise Ungunst des Publikums buhlt. Mit ihrer putzigen Perfektion kommen helvetische Mitbewerber normalerweise ganz weit nach vorne in solchen Casting-Formaten. Offenbar mögen viele Deutsche die harmlose Variante ihrer selbst. Die Walliserin Stefanie Heinzmann gewann 2008 Stefan Raabs Alternativshow zum Eurovision Song Contest.

Nun ist der Berner Magier und Rabenflüsterer Vincent Raven ins Dschungelcamp eingezogen. Seine ersten Gehversuche im Privat-

fernsehen machte er als Kandidat und Gewinner der Sendung «The next Uri Geller», in der es um die Nachfolge des legendären Löffelbiegers ging.

Rechtzeitig zum Start des Dschungelcamps hat Raven seinen Online-Shop ausgebaut. «Hier findet Ihr alles, was Euch auf Eurem Weg beschützt», versichert der Berner, etwa

### Das Medium produziert Müll, und der Müll will entsorgt werden. Am besten noch unter guten Quoten.

sein «Amulett der Pforten». Dieses hängt Raven auch gleich werbewirksam dem Dschungel-Küken Kim Gloss um den Hals, als diese zur Prüfung antraben musste.

Zum Abschied krächzte ihr Raven noch ein «Corvi tecum sunt» hinterher: Die Raben sind mit dir. Astreines Latein im Privatfernsehen.



grosses Bild).



Jazzy, Schauspielerin Nielsen, Musiker Lopes und Zauberer Raven (im Uhrzeigersinn).

Alle Achtung. Es stellte sich rasch heraus, dass weniger Raben mit Kim waren als Spinnen und anderes Getier. Schadenfreude *tecum est*.

### Hunger ist der beste Regisseur

Zunächst wiederholt sich das Drehbuch. Die Kandidaten ziehen fast fröhlich ins Camp ein. Steckt nicht in uns allen ein kleiner Pfadfinder? Noch herrscht aufgeräumte Lagerstimmung. Man scherzt, klatscht ab, ist voller Tatendrang. Jedes Jahr erstaunt von neuem, wie schnell die Fassade wegbricht. Zu wenig Nahrung und zu viel Ego – schon wird geizt, gezankt und gezofft. Zum Vergnügen der Zuschauer. Nix anderes ist vorgesehen.

Hoch über der Versuchsanordnung moderieren Dirk Bach und Sonja Zietlow das Geschehen. Inzwischen so virtuos und selbstgefällig, dass manchmal der Wunsch aufkommt, das Duo möge selber zum grossen Raupenschmausen antreten müssen. Tatsächlich trennen die beiden nur biografische Zufälle vom Schicksal der Kandidaten unten. Auch das macht den Reiz dieser Sendung aus: Hier hacken Krähen einander die Augen aus.

Das Essen müssen sich die Camp-Bewohner selber verdienen. Dazu robben sie durch Schlamm, müssen blind zwischen Ratten wühlen, sich mit Mehlwürmern übergiessen

lassen. Immer auf der Suche nach kleinen gelben Sternen. Pro gefundene Trophäe gibt's eine Lebensmittelration – oder eben eine weniger. Hunger ist der beste Regisseur.

Selbstverständlich will das Publikum bei der Prüfung keine Helden, sondern Loser sehen. Und es will Gerechtigkeit für Nervensägen. Insofern ist jede Wahl immer eine Negativnomination. Kenner erinnern sich an die erste Staffel, wo der TV-Mob ein ums andere Mal den kreischenden Daniel Küblböck (ehemaliger «Deutschland sucht den Superstar»-Kandidat) zur Prüfung schickte.

2012 war das Nacktmodell Micaela Schäfer als mögliches Daueropfer ausersehen. Sie musste den Folterreigen eröffnen – holte aber

### Jedes Jahr erstaunt von neuem, wie schnell die Fassade wegbricht.

alle elf Sterne. Dazu biss sie einer lebenden Riesenraupe den Kopf ab und knackte einen Hirschkäfer auf, um sein Inneres zu zerkauen. Auf die Frage, wie es denn schmecke, meinte sie treuherzig: «Ich könnte auch nicht besser kochen.» Damit gewann sie zwar nicht die Herzen, aber immerhin den Respekt der Zu-

schauer – und so die Ruhe vor weiteren Nominationen.

Würde das Format auch in der Schweiz funktionieren? Aber sicher. Nur ist bei uns die Personaldecke etwas dünn. Nicht nur für das Amt des Nationalbankpräsidenten. Selbstverständlich möchte man in schwachen Stunden gerne mal Kurt Aeschbacher mit Halstüchlein Känguruhoden essen sehen. Oder Melanie Winiiger ins Schleimbad wählen, während ihr Ex, Rapper Stress, sich am Lagerfeuer bei Francine Jordi ausheult.

Das bleibt Wunschdenken. Es fehlt an Nachschub, da wir hier über keine anständig unanständigen Privatsender verfügen. Zumal das Schweizer Staatsfernsehen nach dem umgekehrten RTL-Prinzip verfährt: Es quält das Publikum und hofiert die Stars. Etwa am letzten Samstagabend mit der Verleihung der Swiss Awards in so Schnarchkategorien wie Politik und Wirtschaft. Man könnte die Sendung relativ einfach aufpeppen: indem die Gewinner gleich im Anschluss ins Dschungelcamp verfrachtet würden.

**Ich bin ein Star – holt mich hier raus!**  
Bis 28. Januar täglich um 22.10 Uhr auf RTL

# «Putins alte sowjetische Masche»

Robert Conquest gilt als der grosse Kenner des Stalinismus. Der britische Dichter und Historiker über seine Zeit als junger Linksradikaler, über unbelehrbare Kommunisten und über seine Skepsis gegenüber dem aktuellen Regime von Russland. *Von Christine Brinck*

**Sie sind ein Dichter...**

...ein Schriftsteller, der auch Gedichte schreibt.

**Sie fingen als Dichter an und waren sogar vor ein, zwei Jahren nach London für die Veröffentlichung Ihres letzten Gedichtbandes, «Penultimata», gereist. Sie schreiben fast täglich Limericks und Gedichte. Weltberühmt sind Sie aber für Ihre Russland-Forschung. Sie haben siebzehn Bücher über die Sowjetunion geschrieben. Wieso interessiert sich ein Dichter für Stalin und Genossen?**

Da gibt es keine Verbindung. Als junger Mensch war ich ein Linksradikaler. Ich schrieb Gedichte und arbeitete im Geschichts-Departement, aber ich war niemals an der Sowjetunion als solcher interessiert. Das geschah erst nach dem Krieg, nach meinen Erfahrungen auf dem Balkan.

**Der junge Linksradikale hatte mit dem späteren Interesse für die Sowjetunion nichts zu tun?**

Doch, ein bisschen schon. Aber ich fand die Sowjetunion nie so grossartig, aber es war eine progressive Gesellschaft, von der wir nicht viel wussten. 1937 bin ich zum ersten Mal in die Sowjetunion gefahren.

**Erklären Sie mir, wie ein netter englischer Winchester-College-Internatszögling, der dann am Magdalen College in Oxford PPE [Philosophie, Politik, Ökonomie; Anm. d. Red.] studierte, überhaupt Kommunist sein oder werden wollte?**

Oh, ich denke, mit sechzehn war ich wohl ein Trotzkiist...

**...und Sie lernten Griechisch und Latein.**

Griechisch hatte ich nach vier Jahren gerade aufgegeben, Gott sei Dank.

**Warum Kommunismus?**

Nun, da war die Faszination einer radikalen Gesellschaftsordnung, die ganz anders war als die eigene. Noch schlichter: Man war einfach Rebell. Man war nicht am Marxismus als Revolutionstheorie interessiert, sondern an der Rebellion. Ich wurde als kommunistischer Kandidat bei den Wahlen der Debattier-Gesellschaft meiner Schule aufgestellt, mit achtzehn. Ich trug Rot und schrie: «Lang lebe der Kommunismus und die Internationale!» Die Konservativen schlugen uns mit 61:49, aber wir schlugen Labour und die Liberalen. Es war alles mehr ein Witz.

**Das also war Ihre pubertäre Rebellion, aber Sie gingen dann nach Oxford und machten dort weiter.**

Richtig, ich wurde 1937 Mitglied der Partei, verliess sie aber wieder Mitte 1938.

**Warum so schnell?**

Ich hatte Wichtigeres im Kopf, insbesondere Mädchen.

**Gab es den besonderen Austrittsanlass?**

Ich fand die Partei langweilig.

**Die Mitglieder...**

...es war mehr dieser Apparat. Wir hatten 1937/38 etwa 200 Untergrund-Mitglieder unter den Studenten in Oxford. Nur 25 oder 30 waren wie ich als Mitglieder bekannt. Wir mochten einfach die Apparatschiks nicht. Amerikaner, denen ich das erzähle, die können das überhaupt nicht nachvollziehen. Kontinentaleuropäer verstehen das auch nicht ganz.

**Es hört sich fast verspielt an.**

Ja, ich wurde sogar von den Parteimitgliedern dazu animiert, in den rechtskonservativen Carlton Club einzutreten. Ich wurde

---

**«Man war nicht am Marxismus interessiert, sondern an der Rebellion.»**

---

Mitglied, obwohl ich bekennender Kommunist war. Den Konservativen war das völlig egal. Zur Krönung von Georg VI. [im Mai 1937, Anm. d. Red.] hatten wir eine Gegen-demonstration geplant. Wir haben nächstens neun Pisspötte – rote, weisse und blaue, die weissen mit der Aufschrift «GR» [George Rex, Anm. d. Red.] –, auf dem Dach von Magdalen College platziert, unübersehbar. So wollten wir die Morgenröte am Krönungstag begrüssen. Der Aufruhr war heftig. Die studentische Parteiführung war total dagegen; die Volksfront wollte nicht gegen die Monarchie protestieren. Die Verantwortlichen brauchten den ganzen Vormittag, um die Dinger wieder herunterzuholen.

**Kommunismus als Witz?**

Denis Healey, der spätere Labour-Verteidigungsminister, war Parteimitglied, und die Partei wurde von Philip Toynbee [dem Schriftsteller und Literaturkritiker, Anm. d. Red.] angeführt, eine solche Partei kann man nicht wirklich ernst nehmen. Ich fand die Kommunisten einfach langweilig und

auch recht dumm. Aber ein politischer Punkt hat doch zu meinem Austritt beigetragen. Das war ein Gespräch mit einem Genossen. Ich fragte ihn: «Was wird die Partei verordnen, wenn Chamberlain gegen Hitler in den Krieg zieht?» Er antwortete: «Genosse, es ist unmöglich, dass ein bürgerlicher Premier wie Chamberlain Hitler den Krieg erklärt.» Ich fand das dämlich. Mir passte das Wort «unmöglich» nicht.

**Waren alle Genossen so dämlich?**

Die Untergrund-Mitglieder kannten wir natürlich nicht. Wir hatten keinen Schimmer, wer von ihnen später für Moskau spionieren sollte. Lassen Sie mich etwas ausholen, wie das Studentenleben in Oxford oder Cambridge funktionierte. Die beiden waren nicht für Bildung zuständig. Bildung, das waren unsere Internate, und mit achtzehn waren wir damit fertig. Oxford war Saufen, Mädchen, Partys. Wir mussten zwar zwei Essays pro Woche schreiben, aber sonst wurde gefeiert und Unsinn verzapft.

**Ihr Freund Christopher Hitchens [der bis zu seinem Tod in den USA als Journalist arbeitete, Anm. d. Red.] behauptet, Sie seien ein viel ernsterer Kommunist gewesen, als Sie zugeben. Wann ist das gekippt?**

Da gab es nichts zu kippen. Wie ich schon sagte, die Langeweile liess mich die Partei verlassen. Wir waren damals eher gegen alles, es herrschte allgemein ein linkes Gefühl. 1937 bin ich mit meinem trotzkiistischen Freund nach Russland gefahren, entlang der baltischen Küste. Wir waren in St. Petersburg. Ich fand die Russen richtig fortschrittlich. Es waren seltsame Zeiten. Intourist organisierte unsere Ausflüge, aber zu unserer Gruppe gehörten auch zwei Nazis. Sie trugen keine NSDAP-Abzeichen, aber sie machten keinen Hehl aus ihrer Parteimitgliedschaft. Und doch schien das niemanden zu stören.

**Dann kam der Krieg, Sie wurden eingezogen und landeten 1944 schliesslich in Bulgarien. Warum ausgerechnet Bulgarien? Das Land hat dann in Ihrem Leben eine wichtige Rolle gespielt.**

Zufall. Ich hatte mich 1942 verletzt und wurde an die School of Slavonic and East European Studies in London abkommandiert, um Bulgarisch zu lernen. 1944 wurde ich so Verbindungsoffizier bei der bulgarischen Armee, die unter sowjetischer Führung stand. *Cherchez la femme*: Ich lernte eine



«Mit sechzehn war ich wohl ein Trotzkiist»: Historiker Conquest.

hübsche, charmante Bulgarin namens Tatjana kennen, die gut Englisch sprach und meine Freundin wurde. Am Ende des Krieges wurde ich Presseoffizier der englischen Botschaft in Sofia. Die Sowjets fuhren damals noch eine weiche Linie. Opposition war erlaubt und auch eine freie Presse. Es war eine Zeit, in der wir alle – die Bulgaren, die Briten, die Amerikaner – noch hoffen konnten.

**Wir?**

Offiziell herrschte im Land der Alliierte Kontrollrat – USA, Sowjetunion, Grossbritannien und Frankreich –, der eine Regentschaft eingesetzt hatte, bestehend aus drei Professoren, und nur einer von denen war ein Kommunist. Der Umsturz begann erst Anfang 1947. Es folgten Verhaftungen und die Hinrichtung des Führers der antifaschistischen, demokratischen Parteien, des wunderbaren Nikolai Petrow. Ich wurde Zeuge dieser stalinistischen Säuberungen, hinter denen Moskau steckte. 1948 ging ich zurück nach London, nachdem ich meiner Freundin Tatjana zur Flucht verholfen hatte. Na ja, dann musste ich sie heiraten; sie hatte sonst doch niemanden. Und ich war völlig pleite.

**Diese Säuberungen waren der Wendepunkt?**

In Bulgarien wurde mir absolut klar, was Sache war. Auch wer von uns wohlwollend auf die sowjetischen Besatzer reagiert hatte, war nun ernüchtert.

**Und so wurden Sie zum grossen Sowjet-Experten, der dann das Jahrhundertbuch «The Great Terror» schrieb, lange bevor uns Solschenizyn den «Archipel Gulag» bescherte?**

«The Great Terror» war nicht mein erstes Werk über die Sowjetunion. Nachdem ich das Aussenministerium verlassen hatte, schrieb ich «Power and Policy in the U. S. S. R.», ein Buch, das sich um den Machtkampf nach 1945 drehte.

**Sie haben, eine Ewigkeit bevor andere es erkannten, das Wesen des Stalinismus erfasst. Heute sind die Dokumente offen zugänglich. Aber damals muss es schwer gewesen sein, an die Informationen zu kommen.**

Es war nicht unmöglich. Es gab genug Material. Man musste nur vom Einzelnen auf das Ganze schliessen.

**Wurden Ihre Aussagen durch die Geschichte bestätigt?**

Eigentlich habe ich mich immer bestätigt gefühlt. Die Evidenz war recht deutlich. Natürlich gibt es immer noch Leute, die meinen, Stalin sei nicht so schrecklich gewesen. Was ich über den Stalinismus gesagt habe, ist heute Allgemeingut, allerdings nicht in manchen intellektuellen Kreisen.

**Sie glauben trotz der Beweise nicht, dass Stalin für den Tod von Millionen Menschen verantwortlich gewesen ist?**

Nun, sie hängen es tiefer. Ihnen war es wichtiger, dass er das Land industrialisiert hat, was übrigens so oder so passiert wäre. Die Abwehrmechanismen sind ähnlich wie diejenigen beim Thema Hitler: Es war doch nicht Hitler, es war die Maschinerie, das System. Quatsch! Es waren Hitler und die Institutionen, die er schuf, und so war es auch unter Stalin. Selbst heute behaupten russische Kommunisten, dass es den Terror nie gegeben habe.

**«The Great Terror» erschien zum ersten Mal 1968. Eine russische Ausgabe, in Florenz gedruckt, wurde in die Sowjetunion geschmuggelt. Das kann dem KGB nicht verborgen geblieben sein. Wurden Sie bedroht?**

Nicht wirklich. Es gab so ominöse Drohungen, man würde mir die Scheiben einschmeissen, aber nein, nichts Gefährliches.

**Konnten Sie damals noch in die Sowjetunion reisen?**

Nein. In all den Jahren bin ich nicht dorthin gereist. Erst wieder 1989. Da wurde ich gefeiert.

**Vor mehr als zwanzig Jahren fiel die Berliner Mauer, und ab 1989 zerfiel auch das Sowjetreich. Waren Sie überrascht?**

---

**«Bei Stalin wusste man, was kommt, er führte nur Lenins Programm aus.»**

---

Erwartet hatte ich es nicht. Aber die Mauer war doch ein Menetekel, ein Verzweiflungsschritt.

**Aber auch ein Kenner wie Sie hat doch Gorbatschow nicht kommen sehen.**

Nein. Plötzlich war der Kommunismus einfach verpufft, weg – und am schnellsten in der Intelligenzija. In den Neunzigern interviewte mich die Zeitschrift *Kommunist*, das ideologische Zentralorgan. Ich fragte, wie es denn um die Auflage stehe. «Nicht so gut, wie Sie sich vorstellen können», war die Antwort – «bei dem Namen!» Bevor die Zeitschrift unterging, haben sie noch das Interview mit mir gebracht.

**Sie haben den deutschen Film «Das Leben der Anderen» von Florian Henckel von Donnersmarck über das Leben in der DDR gesehen. War das Stalinismus?**

Das war ein schreckliches Regime, es hatte sich in eine Maschine verwandelt, die ohne Super-Terror auskam. In gewisser Weise war der Schrecken vollständiger als in Russland, mit dieser lückenlosen Überwachung. Aber stalinistischer Terror war das nicht.

**Hätte Lenin länger gelebt, wäre dann der Terror ausgeblieben?**

## Robert Conquest

---

Robert Conquest ist der Sohn eines Amerikaners und einer Engländerin. Er wurde 1917, im Jahr der russischen Revolution, geboren. Er studierte Politik, Philosophie und Ökonomie. 1939 trat er in die Armee ein und diente bis zum Kriegsende. Anschliessend wechselte er in den diplomatischen Dienst und erlebte auf seinem Posten in Bulgarien den Umsturz der dortigen Regierung durch die Sowjets. 1963 war Conquest als Literaturredaktor beim *Spectator* tätig. Zudem unterrichtete er Poesie an verschiedenen Universitäten. Seit 1981 war er Research Fellow der Hoover Institution in Stanford – bis zu seiner Emeritierung 2010, im Alter von 93 Jahren. Robert Conquest gilt als der grosse Kenner des Stalinismus. Seine Hauptwerke sind «Power and Policy in the U. S. S. R.» (1960), «The Great Terror» (1968), «The Harvest of Sorrow» (1986) sowie «Reflections on a Ravaged Century» (1999). Conquest schrieb Reden für Margaret Thatcher, übersetzte Gedichte von Alexander Issajewitsch Solschenizyn und wurde unter anderem mit dem Order of the British Empire geehrt. Er ist verheiratet mit Elizabeth, einer früheren Englischprofessorin, und hat erwachsene Kinder und Enkelkinder. (cb)

Lenin war genauso schlimm wie Stalin, er hat nur weniger Menschen umbringen lassen. Ich habe einmal einen Limerick dazu geschrieben: «There was a great Marxist called Lenin Who did two or three million men in. That's a lot to have done in But where he did one in, That grand Marxist Stalin did ten in.» Und Lenin hatte den grossen Vorteil, dass man von ihm zu wenig wusste. Bei Stalin wusste man, was kommt, er führte nur Lenins Programm aus.

**Nach dem Ende des Kalten Krieges galten Sie als «Der Mann, der recht hatte». In Russland nannte man Sie aber «Antisowjetschik Nr. 1». War das ein Ehrentitel?**

Ich mag dieses Etikett. Der stalinistische Autor A. B. Tschakowski fragte, laut Protokoll des Plenums der KPdSU vom Dezember 1989: «Wofür haben wir gekämpft? Sehen Sie nur, was mit unserer Literatur passiert. Wer führt unsere Literatur an? Conquest – Antisowjetschik Nr. 1.»

**In der Ukraine ist Ihr anderes grosses Werk, «Harvest of Sorrow», über die Terror-Hungersnot der dreissiger Jahre ebenfalls ein Bestseller.**

Ja, aber der Profit geht an eine ukrainische gemeinnützige Stiftung. Es gab eine Zeitschrift in Russland mit dem Titel *Newa*, de-

ren Auflage von 100 000 auf eine Million kletterte, als sie «The Great Terror» in Fortsetzung abdruckte.

**Ihre Gegner bezeichnen Sie als «ewigen Kalten Krieger».**

Ich war nie ein «unheilbarer» Kalter Krieger. Ich habe Russland oft besucht und war stets willkommen bei Gorbatschow und Schewardnadse. Ich werde auch heute noch eingeladen.

**2008 kam zum Vierzig-Jahr-Jubiläum die Ausgabe von «The Great Terror» mit einem neuen Vorwort von Ihnen heraus. Sie wurden gefragt, ob Sie einen neuen Titel haben wollten. Stimmt es, dass Sie vorschlugen: «Ich hab's euch schon immer gesagt, ihr Arschlöcher?»**

Diese Version ist etwas krude. Kingsley Amis erfand als meinen neuen Titel: «Ich hab's euch schon immer gesagt, ihr bescheuerten Idioten» (*I told you so, you fucking fools*). Es war eine reine Kingsley-Amis-Erfindung.

**Sie haben jüngst für eine Neuauflage des Kommunistischen Manifests eine Einleitung geschrieben. Kommen Sie vom Kommunismus nicht los?**

Ich sah keinen Grund, die Anfrage des Regnery-Verlags abzulehnen. Vor allem präsentiert sich das «Manifest» als ein historisches Dokument – der erste anerkannte Beitrag zum marxistischen Kanon von seinen beiden Gründungsvätern.

**Und was sagen Sie zu Medwedews Russland? Ist es besser als das von Putin?**

Die gegenwärtige Truppe ist nicht das, was wir uns vielleicht erhofft haben. Aber Stalinisten sind sie nicht.

**Und die Demonstrationen nach der letzten Wahl?**

Die Russen sind sich Wahlbetrug gewohnt. Niemand hatte Illusionen, dass die Wah-

len vom 4. Dezember ehrlich vonstatten gehen würden, genauso wenig wie alle anderen Wahlen nicht ehrlich waren. Doch dieses Mal wurden Beispiele von Wahlbetrug mit Mobiltelefonen aufgezeichnet und ins Netz gestellt. Immerhin 40 Prozent der Russen haben heute Zugang zum Netz. Wut und Protestaufrufe zuckten von Com-

**«Russlands Regime ist weit entfernt von der Herrschaft des Rechts.»**

puter zu Computer. Der politische Diskurs blüht in Blogs, Tweets, Facebook-Einträgen und Youtube-Uploads. All das fordert das Regime mit seinem Monopol über Nachrichten und Meinung in den alten Medien heraus.

**Hat sich nach dem Zerfall der Sowjetunion nicht manches gewandelt?**

Der Apparat blieb – und bleibt tatsächlich immer noch. Die politische und ökonomische Ordnung, die heute in Russland verbreitet ist, erinnert in extremer Form an einen korporatistisch-etatistischen Pseudo-Kapitalismus. Als die sozialistische Ordnung zerbrach, war die einzige Kaste mit Zugang und Erfahrung in ökonomischen Dingen die Staatsbürokratie, und die hat denn auch auf fast marxistische Weise ihre Klasseninteressen gewahrt. Das gegenwärtige Regime mag die Ideologien der kommunistischen Vergangenheit abgelegt haben, aber es hat nicht einmal ansatzweise eine offene Gesellschaft zu schaffen vermocht.

**Fehlt der Rechtsstaat?**

Russlands Regime ist weit entfernt von der Herrschaft des Rechts. Etwas, das noch wichtiger ist als Demokratie. Die russische Büro-

kratie hat es nicht geschafft, ihre schlechten Gewohnheiten bei der Erfüllung von Verträgen und Verpflichtungen abzulegen. In demokratischen Ländern werden Verträge erwirkt, Delinquenten verurteilt oder freigesprochen. Und wenn wir von der Herrschaft des Rechts sprechen, dann meinen wir auch das Vertragsrecht. Verständlicherweise bewahren sich die Russen also eine gehörige Skepsis gegenüber dem politischen Prozess.

**Ist das ökonomisch oder politisch begründet?**

Beides nicht so sehr, es ist vielmehr ein gewisser Mangel an Gefühl für die Gemeinschaft im Sinne einer pluralistischen Zivilgesellschaft.

**Das klingt düster.**

Es mag sich bei den jungen und gebildeten Leuten ändern. Freilich hat Putin auf die alte sowjetische Masche zurückgegriffen, die Unruhe Agitatoren von draussen in die Schuhe zu schieben, indem er andeutete, dass «amerikanische Partner» die Protestler manipuliert hätten.

**Was heisst das für den Westen?**

Die Frage ist, ob Russland in einen expansiven Nationalismus verfallen wird. Das wäre keine schöne Entwicklung, selbst wenn es nicht die alte absolutistische Sorte der früheren UdSSR wäre. Freilich ist die Welt schon mit einem weitaus schrecklicheren Russland fertig geworden! Also sollten wir optimistisch sein.

**Robert Conquest:** The Great Terror. A Reassessment. Oxford University Press. 574 S., Fr. 56.90

**GOLDEN GLOBE® NOMINIERUNG | LEONARDO DICAPRIO** BESTER HAUPTDARSTELLER (DRAMA)

**«EIN GROSSARTIGER FILM!  
LEONARDO DICAPRIO SPIELT AUF OSCAR®-HÖHE.»**

Anita Lehmeier, SI STYLE

LEONARDO DICAPRIO

*J. Edgar*

**JETZT IM KINO**

JEEdgar.ch · Facebook.com/WarnerBrosSchweiz

IMAGINE  
WORKS

WARNER BROS. PICTURES  
©2011 Warner Bros. All Rights Reserved





Perfekte Übereinstimmung von *Schein* und *Sein*: Polaroids mit Monica Bellucci, Claudia S. und Inès de la Fressange (im Uhrzeigersinn).

## Jetzt aber mal ehrlich

Von Daniele Muscionico

Dieser Bruno muss ein glücklicher Mann sein. Mit *bisous* beschenkt zu werden von einem Model! Denn, ehrlich, sind sie nicht hübsch? Monica Bellucci, hingegossen auf ein Feldbett mit Feldblumen. Eine Claudia S., ausgesetzt auf hoher See. Inès de la Fressange, die sich frei macht für ein Eau de Parfum. Auch wenn Bruno Bisangs Aufnahmen teils dreissig Jahre alt sind, sie haben nichts eingebüsst vom Charme ihrer Wirkung. Im Gegenteil.

Was diese Bilder heute besonders attraktiv macht, ist ihre Unschuldsvormutung. Kein Computerprogramm hat mitgewirkt, keine digitale Macht ihren Ordnungsarm im Spiel. Dieser Fotograf hat nicht gelogen. Bisangs Polaroids sind gutes, altes, ehrliches Handwerk.

Obwohl. Darf man Ehrlichkeit derzeit überhaupt noch einfordern, ohne als Naive dazustehen? Denn die Ehrlichkeit ist ein seltsames Tier: Sie ist das Einhorn im Wald. Einzelgängerisch, ein bisschen eitel, scheu auf jeden Fall. Das Einhorn zeigt sich nur Jungfrauen, die reinen Herzens sind, und Menschen, die an es glauben.

In letzter Zeit werden Einhörner allenthalben gesichtet, an überraschenden Orten, in eigen tümlichen Zusammenhängen. Die Ehrlichkeit verlässt das Unterholz und geht an die Öffentlichkeit. Dass sie dort oftmals wie ein begossener Pudel dasteht, das ist eine andere Sache. Auch in der Fotografie ist ein erhöhtes Einhorn-Vorkommen zu beobachten. Polaroids sind en vogue, in Ausstellungen, in Büchern, Polas als Synonym für das Gute, Schöne und Wahre. Sie versprechen das, was man Authentizität nennt, Echtheit im Sinne von Original, die perfekte Übereinstimmung von Schein und Sein.

Fotografen wie Bruno Bisang benutzten sie noch bis vor wenigen Jahren, um auf dem Set das Licht, die Stimmung und die Posen der Models zu testen oder um Ideen zu skizzieren, die man später mit einer anständigen Kamera umsetzte. Doch Bisang hatte auch eine Marotte: Er schmiss seine Polas nicht weg, sondern sammelte sie, liess sie wenn möglich signieren und füllte so in über dreissig Jahren eine ganze Schatztruhe an.

Heute imitieren Digitalkameras mit Hilfe von Apps den Pola-Look und den Geruch des ehrlichen Handwerks. Ehrlich, ehrlicher, am ehrlichsten, Retro-Apps nennt man sie. Und ehrlich, wer kann sich darüber nicht freuen? Ehrlichkeit ist eine Frage des Preises, auch in der Kunst.

**Bruno Bisang:** 30 Years of Polaroids, Neues-Verlag. Polarworld: Ausstellung im Atelier Jungwirth in Graz, ab 7. Februar



## Belletristik

- 1 (1) **Paulo Coelho:** *Aleph (Diogenes)*
- 2 (2) **Catalin D. Florescu:** *Jacob beschliesst zu lieben (C. H. Beck)*
- 3 (5) **Jonas Jonasson:** *Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand (Carl's Books)*
- 4 (3) **Michael Theurillat:** *Rütlischwur (Ullstein)*
- 5 (4) **Umberto Eco:** *Der Friedhof in Prag (Hanser)*
- 6 (8) **Sarah Lark:** *Die Insel der tausend Quellen (Bastei Lübbe)*
- 7 (6) **Jussi Adler-Olsen:** *Erlösung (DTV)*
- 8 (9) **Cecelia Ahern:** *Ein Moment fürs Leben (Krüger)*
- 9 (7) **Jussi Adler-Olsen:** *Schändung (DTV)*
- 10 (–) **Alex Capus:** *Léon und Louise (Hanser)*

## Sachbücher

- 1 (3) **Esther Girsberger:**  
*Eveline Widmer-Schlumpf (Orell Füssli)*
- 2 (1) **Pierre Dukan:** *Die Dukan-Diät (Gräfe und Unzer)*
- 3 (5) **Walter Isaacson:** *Steve Jobs (Bertelsmann)*
- 4 (6) **Rolf Dobelli:**  
*Die Kunst des klaren Denkens (Hanser)*
- 5 (2) **Barney Stinson, Matt Kuhn:**  
*Das Playbook (Riva)*
- 6 (4) **Barney Stinson, Matt Kuhn:**  
*Der Bro Code (Riva)*
- 7 (–) **Lisa Marti:** *Mutanfall (Wörterseh)*
- 8 (7) **Richard D. Precht:** *Warum gibt es alles und nicht nichts? (Goldmann)*
- 9 (9) **Remo H. Largo, Monika Czernin:**  
*Jugendjahre (Piper)*
- 10 (8) **Guinness World Records 2012:**  
*(Bibliographisches Institut)*

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

## Apropos: Verspekuliert

Bei zwei neuen Theaterstücken in Zürich wird falsch spekuliert: In Beat Schlatters und Patrick Freys «Seegfrörni 2012» im Theater am Hechtplatz mit Schlittschuhen, bei «Faustrecht der Freiheit» im Theater am Neumarkt mit einem beim Lottospiel gewonnenen Millionenbetrag. Beide Stücke passen hervorragend in eine Zeit, in der sogar Notenbanker der Spekulation nicht abgeneigt sind. Während im Theater am Neumarkt eine allzu simple Gut-Böse-Aufteilung und eine gänzlich ungläubwürdige Liebschaft das Stück banalisieren, überrascht Freys und Schlatters Schwank mit ausgeklügelten Dialogen. Eines war an beiden Premieren letzte Woche jedoch gleich: Immer sass der theaterbegeisterte Alt-Bundesrat Moritz Leuenberger im Publikum. (rb)

## Ironische Überraschung

**Louis Begley lässt in seinem neuen Roman «Schmidts Einsicht» den 78-jährigen Wirtschaftsanwalt die Liebe nochmals erleben. Oder vielleicht überhaupt zum ersten Mal. Von Pia Reinacher**

Sein später Erstling war ein Paukenschlag. Als Louis Begley 1991 im Alter von 57 Jahren die literarische Bühne betrat, verstörte und begeisterte er mit seinem Bericht über das Kind Maciek. Der Knabe hatte Krieg und Judenverfolgung in Polen nur durch Zufall, Schlauheit, Kaltblütigkeit und Entschlossenheit überlebt – und sich trotz allem eine verblüffende Heiterkeit bewahrt. Der Debütroman avancierte zum internationalen Bestseller. Viele wollten im Schicksal des kleinen Helden autobiografisches Erleben entdeckt haben. Denn Louis Begley, der als Ludwik Begleiter 1933 in der galizischen Stadt Stryj geboren wurde, 1946 mit seinen Eltern in die USA immigrierte und später in New York eine brillante Anwaltskarriere einschlug, verarbeitete tatsächlich eigenes leidvolles Schicksal. Die Erinnerungen seines fünfzigjährigen Helden beuteten seine grausamen Erfahrungen im Warschauer Getto aus. «Lügen in Zeiten des Krieges» ist sowohl erhellende Autobiografie als auch Dokument eines der finstersten Kapitel der Weltgeschichte – geschrieben aus den Abgründen eines Infernos. Begley aber hatte sich auf einen Schlag als Meister des Untertons, des beiläufigen Schreckens und der Heiterkeit angesichts des Heilloosen einen Namen gemacht. Diese Eigenschaft zeichnet seine Bücher bis heute aus.

## Geld spielt keine Rolle, Sex schon

Wie fast immer, wenn sich das Literarische erst spät seinen Weg bahnt, hat der Schriftsteller einen quälenden Lebensstoff jahrelang in sich eingesperrt. Die Wiederkehr des Verdrängten kommt einem Akt der Selbstbefreiung gleich. Das scheint auch die seltsame Faszination auszumachen, die von seiner «Schmidt»-Reihe ausgeht, die Begley jetzt mit dem dritten Streich, «Schmidts Einsicht», abzuschliessen gewillt scheint.

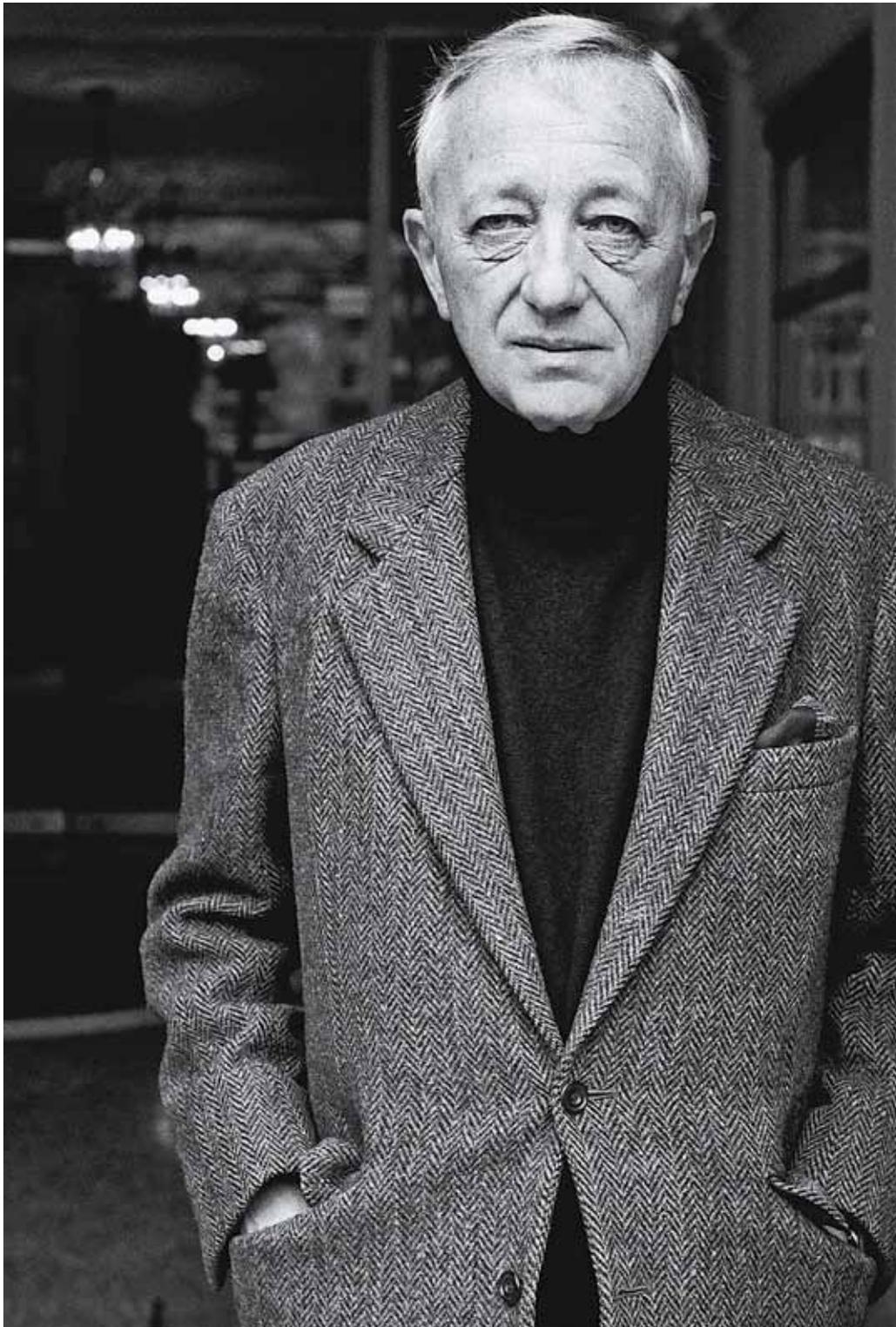
Wie schon in den ersten beiden Romanen, «Schmidt» (1997), der unter dem Titel «About Schmidt» 2002 mit Jack Nicholson in der Hauptrolle verfilmt wurde, sowie «Schmidts Bewährung» (2001), spielt seine Geschichte nur in höchsten, steinreichen Anwaltskreisen. Hier geht es ebenso dekadent wie oberflächlich, ebenso geistreich wie berechnend zu. Wie immer spielt Geld für sein Romanpersonal keine Rolle – Sex dafür umso mehr. Wobei der erlauchte Anwalt Begley auf diesem Gebiet auch mit 78 immer noch nicht viel mehr als eine pornografische Mechanikersprache und viel sexuellen Kraftmeier-Kitsch zur Verfü-

gung hat. Wie immer wird dauernd zwischen New York und Paris hin und her gejettet und erlesen in den teuersten Restaurants gespeist. Und wie immer scheinen einige seiner Helden nicht viel mehr als Geld und Geltungsdrang in der Birne zu haben – wobei sie plötzlich von Schicksalsschlägen heimgesucht werden, die sie stoppen und straucheln lassen.

## Von der Sehnsucht getrieben

Wir sind in der Welt der Herren und Dienstboten angekommen, in der Geld durch Heirat in Macht konvertiert wird und Schönheit, wenn's sein muss, in harte Währungen umgesetzt wird. In einer Welt, in der man sich in gepflegten Gesprächen ergeht und sich gleichzeitig brutal übers Ohr haut, sich erpresst, sich bedroht und sich gerne auch beerbt – es muss nicht immer ganz rechtmässig sein. Genau da liegt das Faszinierende an diesen «Schmidt»-Romanen: Ganz knapp unter der lackierten Oberfläche lauert das Böse. Wie scheinbar oberflächlich sich Schmidts Hochglanzwelt auch präsentiert, immer transportiert sie gleichzeitig die Lüge, den Verrat, den moralischen Fall. Die Verdopplung der eindimensionalen Welt – das ist Begleys ganz besondere erzählerische Fähigkeit. Kein Wunder. Er weiss, wovon er spricht. Er kennt das Milieu, das er sezziert. Nach einem Studium an der Harvard Law School arbeitete er ab 1959 als Anwalt in der Kanzlei Debevoise & Plimpton, spezialisierte sich auf internationales Vertragsrecht und wurde 1968 Sozius dieser weltweit bekannten Kanzlei, deren aktiver Seniorpartner er bis 2003 blieb, um den Literaturbetrieb auf Distanz zu halten. Ein kluger Schachzug.

Während andere Autoren an der Stoffeinöde ihres kleinen Lebens scheitern, hantiert Begley auch in «Schmidts Einsicht» erfolgreich mit autobiografischem Material. Schmidt will noch einmal die Liebe erfahren, aber es stellen sich ihm alle Hindernisse dieser Welt in den Weg – nicht zuletzt die eigenen: sein Geiz, sein Antisemitismus, seine Impulsivität, sein Mangel an Empathie, seine Unfähigkeit zu verbindlichen Beziehungen. Und doch bleibt da die quälende, unerklärliche Sehnsucht, die ihn vorantreibt. Noch einmal setzt «Schmidt» dazu an, die Diplomantochter Alice Verplanck, seine grosse Liebe, zu erobern. Beide haben sie gescheiterte Ehen hinter sich. Alice Verplanck eine Ehe mit einem Anwalt, der ein Parallelleben mit einem Homosexuellen führte und zuletzt an Aids stirbt. Schmidt aber leidet an der verhängnis-



**Knapp unter der lackierten Oberfläche liegt das Böse:** Schriftsteller Begley.

voll gestörten Beziehung zu seiner Tochter Charlotte, die ihn hasst und ihn gleichzeitig finanziell ausnimmt. Beide sind durch das Schicksal beschädigt. Aber beide wollen nicht aufgeben. Es gehört zu den ironischen Überraschungen dieses dritten «Schmidt»-Romans, dass Begley ein Happy End bereithält.

Nach einer dramatischen Odyssee durch Gefühlsverirrung, Besessenheit und Abhängigkeit glimmt plötzlich so etwas wie ein Funke von Hoffnung auf. Schmidt ist erwachsen geworden. Geläutert durch schlimme Schicksalsschläge, besinnt er sich unerwartet auf das Wesentliche. Nach dem Unfalltod seiner Tochter

einsam geworden, wird ihm klar, dass er sich in einen scheinbar komfortablen, aber erstickenden Zustand von Isolation manövriert hat. Das Leben scheint plötzlich ohne Sinn. Noch einmal macht er sich auf nach Paris. Noch einmal setzt er zu einer letzten, verzweifelten Verführungsanstrengung an. Er will eine zweite, eine letzte Chance. Dass er sie wider alle Erwartung bekommt, gehört zu den Geheimnissen, mit denen Louis Begley seine Leser auch dieses Mal zu verführen weiss.

**Louis Begley:** Schmidts Einsicht. Surhkamp, 414 S., 2011, Fr. 35.90

## Jazz

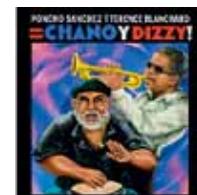
# Heisser Gegenzauber

Von Peter Rüedi

**N**ordamerikas Schwarze, erklärte der verstorbene Max Roach, seien als Sklaven kulturell vollkommen «gehirnamputiert» («lobotomized»), ihrer roots beraubt worden. Zu dieser Dekulturation gehörte nach Dizzy Gillespie, Roachs zeitweiligem Chef, die Ausrottung der Polyrythmik. Die Sklavenbesitzer verboten wohlweislich die Trommeln, weil sie ein gefährliches Kommunikationsmittel waren. Mit ihnen wurde das afrikanische perkussive Erbe ausgerottet, vereinfacht gesagt: auf den Monorhythmus kastriert.

Als Gillespie in den vierziger Jahren das erfand, was später «Latin Jazz» genannt wurde, hatte das auch (kultur)politische Gründe. Anders als in den USA fand die Amputation der Polyrythmik in den lateinamerikanischen Kulturen nie statt. Im Dreieck des Synkretismus (Haiti–Bahia–Kuba) lebten die westafrikanischen Gottheiten fort und, im Voodoo und in anderen Kulturen, auch die komplexe afrikanische Polyrythmik. Als Gillespie den kubanischen Conga-Spieler Chano Pozo 1947 in seine Band holte, war das eine Art *clash of civilizations*: Der urbane Bebop-Intellektuelle traf auf einen Musiker, der Musik weder lesen noch schreiben, aber grossartig spielen konnte. Nicht einmal des Englischen war Chano mächtig. In seiner Autobiografie erinnert sich der Trompeter an einen Satz seines leider nur kurzlebigen kubanischen Partners (er wurde, 33-jährig, in einer New Yorker Bar ermordet): «Deehee no peek pani, me no peek Angli, bo peek Africa» (Dizzy spricht kein Spanisch, ich spreche kein Englisch, beide sprechen wir Afrikanisch). Das war der Punkt.

An den Urknall des Latin Jazz erinnert jetzt eine scharf gepfefferte Reminiszenz zweier Enkel. Poncho Sanchez, ein Conga-Star späterer Zeiten, nimmt sich mit einem explosiven Oktett und dem Trompeter Terence Blanchard einige Ikonen, aber auch eigene Titel in diesem Groove vor. Die Besetzung: Conga, Bongo, Timbales, ein Bass, ein Tenor, zwei Trompeten, eine Posaune. Salsa in nuce. Blanchard bläst brillant, aber versucht gar nicht erst, Dizzy zu kopieren. Brodelnde Alchemie als Gegenzauber gegen das Januarloch!



**Poncho Sanchez and Terence Blanchard:** Chano y Dizzy! Concord Picante CPI-33095-2

# Die Heiligen

Künstler wie Peter Bichsel oder Christoph Marthaler sind unantastbar. Sie zu kritisieren, kommt einer Gotteslästerung gleich. Wie kommt man zu diesem Status? *Von Rico Bandle*

Zehn Jahre ist es her, da hatte der Autor Charles Lewinsky die gesamte Zürcher Kulturszene gegen sich aufgebracht. Sein Vergehen: In einem Zeitungsartikel hatte er gewagt zu schreiben: «Ich finde Marthaler-Inszenierungen langweilig.» Ganz unerwartet kam der Protest allerdings nicht. Im Artikel hatte Lewinsky bereits vorausgesagt, dass er mit seiner Aussage die «schlimmste aller Sünden» begehe. Den Theaterregisseur Christoph Marthaler langweilig zu finden, ist in der Szene ungefähr so verpönt, wie die musikalische Leistung DJ Bobos zu loben.

Der Dünkel der Kulturschickeria gegenüber der populären Kunst hat seither etwas abgenommen. Doch noch immer gibt es Künstler in der Schweiz, die unkritisiert sind, die einen Heiligenstatus geniessen. Neben Christoph Marthaler gehören auch der Schriftsteller Peter Bichsel und der Künstler Roman Signer zu diesem erlauchten Kreis. Egal, was sie machen, die ehrfurchtsvolle Bewunderung ist ihnen sicher.

Als Beispiel sei Peter Bichsels ausgiebig zelebrierte Liebe zur Stadt Paris aufgeführt. Vierzig Jahre lang betonte er, dass Paris die Stadt seiner Sehnsucht sei, er aber nicht hinwolle, da er sich seine Vorstellung nicht zerstören möchte. 1995 publizierte er unter dem Titel «Zur Stadt Paris» einen ganzen Geschichtenband zur französischen Metropole. Für einen Dokumentarfilm anlässlich seines 75. Geburtstags im Jahr 2010 fuhr er trotzdem nach Paris – blieb allerdings ausschliesslich im und um den Bahnhof Gare de l'Est, in dem er auch übernachtete.

Fast ausnahmslos waren Lobeshymnen darüber zu lesen, wie poetisch es doch sei, dass sich der Autor seine Fantasie bewahre. Genauso gut hätte man die Paris-Verweigerung als reine Pose, als Habakuk abtun können. Doch entweder ist man beim Namen Bichsel dermassen verblendet, dass man dies gar nicht erst in Erwägung zieht. Oder noch schlimmer: Man findet's zwar, schreibt es aber nicht, weil es sich nicht gehört.

## Alles, was dazugehört

Weshalb gerade Marthaler, Bichsel und Signer? Welche Kriterien muss jemand erfüllen, um den Heiligenstatus zu erlangen?

**1—Der Clochard-Look.** Würde sich einer dieser Künstler in eine Notschlafstelle begeben, er würde dort nicht auffallen. Frisch und Dürrenmatt liebten noch schöne Autos, den Luxus. Das wäre heute nicht mehr möglich. Der Neid in der Kulturszene ist besonders

stark ausgeprägt. Der deutsche Schauspielhausdirektor Matthias Hartmann stiess in Zürich auf Ablehnung, bevor er das erste Stück auf die Bühne brachte. Der Grund: Er wohnte in einer Villa am See und fuhr einen Sportwagen. Sein Vorgänger Christoph Marthaler machte es besser: Trotz eines Einkommens von einer Viertelmillion Franken im Jahr hielt er an seiner Lumpenästhetik fest. Zu diesem Auftreten schrieb Publizist Peter Rothenbühler (bezogen auf Peter Bichsel): «Die Pose der Bescheidenheit und Provinzialität ist letztlich nur die sozial bestakzeptierte Form von Eitelkeit.»

**2—Die Wiedererkennbarkeit.** Die Werke der heiliggesprochenen Künstler erkennt man auf den ersten Blick: Peter Bichsels liebevolle Alltagsbeschreibungen, Christoph Marthalers Bahnhofbuffet-Ästhetik, die spielerische Aktionskunst von Roman Signer. Ihre Arbeiten können zwar nicht direkt der naiven Kunst zugeordnet werden, eine gewisse Nähe zu dieser Gattung ist aber unverkennbar: eine eigenwillige Betrachtung der Welt, irgendwo zwischen genial und absurd, immer aus derselben Perspektive. Bichsel, Marthaler und Signer scheinen sich allen Modeströmungen entziehen zu können, sie mimen den Aussenseiter – und werden genau deshalb zum Idol vieler Städter, die die Verweigerungshaltung als chic empfinden.

**3—Die politische Korrektheit.** Die Unantastbaren geben ihre Haltung zur Gesellschaft subtil wieder, niemand muss sich zu sehr angegriffen fühlen. Während Künstler wie Thomas Hirschhorn ohne Umschweife auf ein Bild Christoph Blochers pinkeln lassen, sitzen die heiliggesprochenen Künstler bei einer Veranstaltung gegen die Anti-Minarett-Initiative diskret im Publikum (Bichsel) oder äussern sich gar nicht zu politischen Themen (Signer). Sie geben sich eher schüchtern, würden sich nie in den Vordergrund stellen. Zu sehr im Scheinwerferlicht zu stehen, lehnen sie ab.

**4—Das Schweiz-Image.** Bichsel, Marthaler und Signer werden auch im Ausland in hohem Masse als Schweizer Künstler wahrgenommen: Ihnen haftet das Image an, in der Abgeschiedenheit der urchigen Landschaft ihre eigenwillige Gedankenwelt zu erschaffen. Ob dieses archaische Bild der Realität entspricht, spielt keine Rolle. Auf das Publikum in den hektischen Metropolen wirkt diese Vorstellung beruhigend wie eine Yoga-Stunde.



*Ehrfurchtsvolle Bewunderung ist ihm sicher:*



*Lumpenästhetik:* Theaterregisseur Marthaler.



Schriftsteller Bichsel in seiner Stammbeiz «Kreuz» in Solothurn.



*Eigenwillige Gedankenwelt:* Künstler Signer.



*Dauernde Überhöhung:* Autor Walser, 1955.

Die drei Künstler haben den Heiligenstatus keineswegs gesucht, ihnen ist diesbezüglich nichts vorzuwerfen. Insbesondere Roman Signer, bekanntgeworden durch seine spektakulären, explosiven Kunstaktionen, scheint die Verehrung sogar lästig zu sein. Er scheut die grosse Öffentlichkeit, zu viel Aufmerksamkeit ist ihm unangenehm.

#### Marke: Aussenseiter

Welche Auswirkungen die übermässige Huldigung eines Kulturschaffenden zur Folge haben kann, zeigte sich bei der Ernennung von Christoph Marthaler zum Schauspielhaus-Direktor im Jahr 2000. Sämtliche Medien überschlugen sich mit Lobeshymnen zu diesem Entscheid. Dass der allseits verehrte Regisseur noch nie ein Theater geleitet hatte und mit der Führung eines Betriebs mit über 200 Mitarbeitern überfordert sein könnte, hatte niemand bedacht.

Das Resultat: Wegen Planungsfehlern mussten in der ersten Saison dauernd Premieren verschoben werden, was die treuesten Besucher verärgerte, dann klaffte plötzlich ein riesiges Loch in der Kasse. Nach zwei Jahren, als das Haus in eine immer grössere Schieflage geriet und die Zuschauer ausblieben, zog der Verwaltungsrat die Notbremse: Er entliess den «Theatermagier». In diesem Moment zeigte sich, welche Dynamik ein Heiligenstatus entfalten kann: Roger de Weck und Adolf Muschg riefen zum Widerstand auf, rund 1600 Personen protestierten gegen die Absetzung. Einen Heiligen entlässt man nicht. Die Stadt machte einen Rückzieher, hob die Kündigung auf. Nur ein Jahr später ging Marthaler freiwillig – nicht ohne zuvor seine Opferrolle, sein Aussenseiterdasein im «reichen Zürich», genüsslich ausgekostet zu haben.

Unter den Aussenseiterfiguren überragt ein toter Künstler alle andern: der Schriftsteller Robert Walser. Zu Lebzeiten wurde er in psychiatrische Kliniken abgeschoben, als Schriftsteller blieb er weitgehend verkannt. Heute ist er der grosse Held: Wer mit seinem Werk nichts anfangen kann, gilt als Banause, ignorant oder gar als reaktionär. Robert Walsers literarisches Vermächtnis ist tatsächlich herausragend, die weitverbreitete Überhöhung seines Schaffens hat aber in erster Linie mit seinem tragischen Werdegang zu tun: Er ist ein Leidender, eine jesuartige Lichtgestalt.

Die Popularität von Künstlern wie Marthaler, Bichsel oder Walser in der urban geprägten Kulturszene ist Ausdruck des Zeitgeists: Solche Aussenseiterfiguren zu verteidigen, verleiht ein gutes Gefühl – wie wenn man eine Banknote in den Heilsarmeeopf wirft. Kein Wunder, dass einigen verehrten Künstlern dabei nicht ganz wohl ist.

Roman Signer im Kunsthaus Aarau, bis 22. April  
 Peter Bichsel: Das ist schnell gesagt (Zitatsammlung).  
 Suhrkamp. 251 S., Fr. 14.90  
 Lo stimolatore cardiaco. Regie: Christoph Marthaler,  
 Theater Basel, bis 9. April

## Top 10

### Knorr's Liste

1	Melancholia	★★★★★
	Regie: Lars von Trier	
2	The Girl with the Dragon Tattoo	★★★★☆
	Regie: David Fincher	
3	Le gamin au vélo	★★★★☆
	Regie: Jean-Pierre und Luc Dardenne	
4	The Help	★★★★☆
	Regie: Tate Taylor	
5	Carnage	★★★★☆
	Regie: Roman Polanski	
6	Hysteria	★★★★☆
	Regie: Tanya Wexler	
7	Twilight Saga: Breaking Dawn, Teil 1	★★★★☆
	Regie: Bill Condon	
8	The Adventures of Tintin	★★★★☆
	Regie: Steven Spielberg	
9	In Time	★★★★☆
	Regie: Andrew Niccol	
10	Der Verdingbub	★★★★☆
	Regie: Markus Imboden	

### Kinozuschauer

1 (-)	The Girl with the Dragon Tattoo	32 847
	Regie: David Fincher	
2 (-)	Drive	15 121
	Regie: Nicolas Winding Refn	
3 (1)	Sherlock Holmes	13 124
	Regie: Guy Ritchie	
4 (4)	Mission: Impossible 4	6937
	Regie: Brad Bird	
5 (2)	Alvin and the Chipmunks	6308
	Regie: Mike Mitchell	
6 (3)	Puss in Boots (3-D)	5882
	Regie: Chris Miller	
7 (6)	The Ides of March	3808
	Regie: George Clooney	
8 (8)	Der Verdingbub	3502
	Regie: Markus Imboden	
9 (-)	Hysteria	3312
	Regie: Tanya Wexler	
10 (5)	New Year's Eve	3296
	Regie: Garry Marshall	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	Hangover 2 (Warner)
2 (2)	Final Destination 5 (Warner)
3 (-)	Set Up (Ascot Elite)
4 (6)	Kokowääh (Warner)
5 (3)	Super 8 (Rainbow)
6 (5)	Die Schlümpfe (Sony)
7 (4)	Captain America (Rainbow)
8 (7)	Harry Potter 7.2 (Warner)
9 (-)	Fast & Furious 5 (Universal)
10 (8)	Brautalarm (Universal)

Quelle: Media Control



Eindruckliche Psycho-Parforcetour: der legendäre FBI-Chef Hoover (Leonardo DiCaprio).

### Kino

## Gequälter Bramarbas

In Clint Eastwoods neuem Film «J. Edgar» zeigt sich Leonardo DiCaprio als Meister des Charakterspiels. Von Wolfram Knorr

Er hielt sich für den erratischen Block in der politischen Landschaft der USA – und inszenierte sich auch so: John Edgar Hoover (1895–1972), der kolossal selbstherrliche Mastermind über Gut und Böse, der 48 Jahre lang das FBI (Federal Bureau of Investigation) führte und aus der inneren Sicherheit eine One-Man-Show machte. Das Showbiz war immer ganz nah, auch im innersten Zirkel der Macht, wo er acht Präsidenten unter sich hatte und brisante Dossiers als Druckmittel über sie anlegte. Sein Leben verstand er als Kreuzzug gegen Liberale, Kommunisten, Ausländer, Intellektuelle. Das organisierte Verbrechen ignorierte er, seine homoerotische Beziehung zu seinem Stellvertreter und Lebensgefährten Clyde Tolson hielt er unter Verschluss. Was für ein Hollywood-Stoff!

1977 machte Larry Cohen mit «The Private Files of J. Edgar Hoover» daraus erstmals einen reisserischen Film (mit Broderick Crawford), und nun hat – angesichts der populären Tea Party zur richtigen Zeit – der letzte Regie-Titan, Clint Eastwood, Hoovers Leben mit Leonardo DiCaprio verfilmt. «J. Edgar» dokumentiert Stationen seiner Vita: Ausschaffung von Radikalen, Razzien, Gangsterjagden, 1924 zum Chef des FBI gekürt (Clyde Tolson [Armie Hammer] zum Stellvertreter), von der Mutter (Judy Dench) kujoniert und mit den

Präsidenten (bis Richard Nixon) diabolisch spielend.

Biopics haben die vertrackte Eigenschaft, die Zeit zu arretieren, «einzusperren», und das Leben in eine kaum steigerungsfähige Ereignisabfolge zu tranchieren. Eastwood und sein Autor Dustin Lance Black («Milk») kollidieren gefährlich mit der wackligen Bude Theater, die sich an den Altersmasken der Figuren bemerkbar macht. So wirkt Hammer als alter Tolson reichlich grotesk. Nur mit Hoover und seiner Paranoia gelang Eastwood eine tragische Figur vom Rang eines King Lear, der obsessiv Verrat wittert, von seiner patriotischen Bestimmung verdrängt zu werden. Seine Mutter, eine Lady Macbeth seiner gequälten Seele («Sei nicht weibisch»), treibt ihn in radikale Selbstüberschätzung. Am Ende bleibt ihm nur Clyde und seine treue Sekretärin Helen Gandy (Naomi Watts). Eine eindruckliche Psycho-Parforcetour, die leider die Politik marginalisiert.

«J. Edgar» lebt ausschliesslich von Leonardo DiCaprios furioser Darstellung eines eloquenten Fanatikers und egomanischen Ekels; zynisch, hysterisch, hybrid. Und: voller Angst und Verzweiflung. Ein bräsiger Bramarbas mit aggressiven Tiraden im bulligen Kindergesicht. Bravour-Arien, imponierende Kraftakte. Leonardo DiCaprio entpuppt sich als Charakterschauspieler von bohrender Intensität, der

– zwischen Heissporn und um Liebe wimmerndem Wicht – an jene Zeit erinnert, als Kollegen wie Marlon Brando vom Lee-Strasberg-Meissel bearbeitet waren. ★★★★★☆

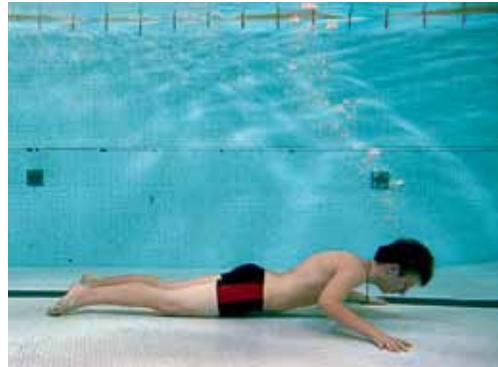
## Weitere Filmstarts

**Halt auf freier Strecke** — Zufall oder nicht, in jüngster Zeit gibt es auffallend viele Filme über Krebs – von Isabel Coixets «Mein Leben ohne mich» über Gus Van Sants «Restless» bis zu Jonathan Levines «50/50». Am konsequentesten, wahrhaftigsten, aber auch schmerzhaftesten nimmt sich Andreas Dresen («Halbe Treppe») des Themas an. So unerbittlich der Prozess des Moribunden, der an einem inoperablen Gehirntumor leidet, ins Bild gerückt wird, ist Dresens Film zugleich eine lebensbejahende Hymne auf die Liebe und die Familie. Dieses Kunststück an einer Krankheit zu zeigen, die unerbittlich zum Tod führt, ist ein Balanceakt. Frank (Milan Peschel) und Simone (Steffi Kühnert) sind ein glückliches Paar, das sich endlich ein Häuschen geleistet hat und mit seinen beiden Kindern ein harmonisches Leben führt – bis die Familie mit dem Sterben, mit Franks Hirntumor konfrontiert wird. Wie geht man damit um? Dresen, der ohne Drehbuch mit seinem Ensemble arbeitete, dafür penibel recherchierte, erkämpfte gemeinsam mit den Darstellern die jeweiligen Verhaltenssituationen, um



Ohne Drehbuch: «Halt auf freier Strecke».

dem Zuschauer die Sicherheit des Gespielten zu entziehen. Dresen lässt ihm keine Chance, dem quälenden Prozess von Franks personaler Auflösung auszuweichen (ausser er verlässt das Kino). Ähnlich wie die belgischen Brüder Dardenne («Le gamin au vélo») lässt Dresen auf einem extrem schmalen Grat spontan Erarbeitetes (also Authentisches) an Gespieltem reiben, bis es Funken schlägt. Jedermanns Sache ist das allerdings nicht, und der in jeder Hinsicht gespenstisch spielende Milan Peschel ist gewöhnungsbedürftig. ★★★★★☆



Hat was: «Atmen».

**Atmen** — Und weiter geht es mit dem Tod. Der 19-jährige Strafgefangene Roman Kogler (Thomas Schubert) nimmt einen Freigängerjob beim Bestattungsamt Wien an und vermutet in der Leiche einer Frau seine Mutter, die ihn als Baby ins Heim abschob. Seine Vermutung erweist sich zwar als falsch, aber der lethargische Junge, der nie das Gefühl hatte, atmen zu können, wird zum ersten Mal initiativ – über das trostlose Geschäft mit den Toten. Das Regie-Debüt des Österreichers Karl Markovics besticht durch seine kantige Präzision und den unterschwellig Wiener Schmäh. In Cannes wurde er in der «Quinzaine»-Reihe gezeigt und als bester europäischer Film ausgezeichnet. Ein bisschen übertrieben, aber es hat was. ★★★★★☆

## Fragen Sie Knorr

Was versteht man eigentlich unter Film noir? Jetzt wird schon von Nouveau Film noir geredet. Wichtigtuerei oder was?

P. S., Meilen



Wie der Name sagt, geht's um Dunkelheit; um die Düsternis in den Herzen von Femmes fatales und eiskalten Kerlen; um die sogenannte verlorene Generation, die sich mit dem Expressionismus artikuliert.

Hollywood, der geniale Wegelagerer, hat (in den Dreissigern und Vierzigern) die Ästhe-

tik aufgegriffen und in die «Verzerrungen» (extreme Schatten, Kaschemmen, Hinterhöfe, regennasse Strassen etc.) Gangsterballaden und Detektivstories getunkt, voll einsamer Wölfe und Frauen ohne Gewissen («Double Indemnity», 1944). Der Retro-Look hat das Genre wiederbelebt, aber ohne Seele. Blickt einer düster, trägt einen Trenchcoat und begegnet einer Frau mit Feuerwehrauto-Lippen, wird gleich vom Nouveau Film noir geraunt.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

# Werbesendung mit Bundespräsidentin

Von Rico Bandle

Alle Jahre wieder versucht das Schweizer Fernsehen mit den Swiss Awards etwas Oscar-Glanz in unsere Stuben zu bringen. Der Glamourfaktor bleibt bei der Prominenz à la Widmer-Schlumpf, Joseph Deiss oder Renzo Blumenthal allerdings beschränkt. Der Unterhaltungsfaktor liegt in erster Linie in der Unbeholfenheit der Akteure, die in pompösen Ballkleidern nervös-freudig herumeifern wie Kinder am ersten Schultag.

Während bei den Globe Awards in Los Angeles, die fast gleichzeitig stattfanden, mit Ricky Gervais einer der bissigsten Komiker durchs Programm führte, ist die «Swiss Award»-Gala eine völlig ironiefreie Werbeveranstaltung: für die staatliche Lotteriegesellschaft, für die omniprésente Ringier-Medien, für einen Uhrenkonzern. Eine Werbeveranstaltung allerdings, die von der SRG zur quasi staatstragenden Angelegenheit hochstilisiert wird, inklusive der Anwesenheit der Bundespräsidentin.

In einer nicht ausgestrahlten, «fast feurigen Rede» (*Blick*) im Vorfeld der Veranstaltung pries SRG-Generaldirektor Roger de Weck die viersprachige Schweiz und betonte die Bedeutung der SRG, die diese Vielfalt abbilde. Was die Swiss Awards angeht, muss er einer Selbsttäuschung unterliegen: Nicht nur haben die Begriffe «Swiss Award» oder «Lifetime Award» so viel mit unserer Sprachvielfalt zu tun wie McDonald's mit unserer Esskultur, die Preisverleihung ist eine rein Deutschschweizer Angelegenheit. Weil das Publikumsinteresse im Welschland und im Tessin nahe bei null liegt, wird dort die Veranstaltung bloss pro forma auf der unbedeutenden zweiten Senderkette übertragen. In der Deutschschweiz erreichte die Sendung einen Marktanteil von 43,9 Prozent, in der italienischsprachigen Schweiz magere 7,6 und in der Romandie gar nur 5,9 Prozent.

Roger de Weck hat im vergangenen Jahr die Miss-Wahlen aus dem Programm gekippt, weil der Schönheitswettbewerb vornehmlich die Deutschschweiz beschäftige: «Solche Rankings sind eine germanische Sache», sagte er. Wäre er konsequent, müsste er nun auch die «Swiss Award»-Gala streichen.

# Jeanne d'Arc der Schweizer Mode

Eine Branche, der die Schweiz ihren Wohlstand verdankt, kämpft ums Überleben. Russischer Silvester in Zürich.



Ein Schatz für 10 000 Franken: Couturière Amacher.

Am Zürcher Opernball verschafft sie der Firma Weisbrod-Zürcher, die im Frühling schliessen wird, einen letzten grossen Auftritt. Rosmarie Amacher näht die weissen Kleider der Debütantinnen aus deren Stoff. «Wir haben lang zusammengearbeitet; ein Jammer, dass die Firma schliessen muss.» Die Couturière kämpft um das Überleben der Branche, der die Schweiz einen Teil ihres Wohlstands verdankt: die Stoff- und Seidenindustrie. Sie wird neue Präsidentin des Vereins Swiss Textile Collection, als Nachfolgerin von Carl Illi, Besitzer CWC Textil. Ihr Credo: «Schweizer Stickereien und Stoffe sind ein Kulturgut, das nicht verlorengehen darf.»

So war es die Idee von Amacher, dass das Archiv von Gustav Zumsteg (Abraham Seide) als Dauergabe ans Landesmuseum ging, daraus entstand 2010 die Ausstellung «Soie Pirate». Jetzt hat Amacher den Nachlass der Industriellengattin Eva Maria Hatschek (Eternit-Werke) gekauft, der aus 330 (nie getragenen) Haute-Couture-Kleidern besteht. Balmain, Yves Saint Laurent, Givenchy, Courrèges – alles aus Schweizer Stoffen. Schlaepfer, Forster, Fischbacher etc. Die Modelle aus den Jahren 1947–1986 lagern brandneu in Kartons verpackt in einem Lager in Wallisellen. Amachers Traum für diesen Schatz, den sie für 10 000 Franken erwerben konnte: «Daueraus-

stellung im Museum Bellerive in Zürich, nutzbar, wie eine Bibliothek, als Lehrmaterial für die 2500 Textilstudierenden in der Schweiz.»

Die schönen Russinnen beflügeln die Fantasie der Männer. Jörg Arnold, Direktor des Hotels «Storchen», ist mit einem besonders erlesenen Exemplar verheiratet: Inna Arnold, 1,85 Meter gross, Superfigur, grüne Augen, blondes Haar, eine Sportlerin (früher in der russischen Volleyball-Mannschaft). Vor acht Jahren lernte sie in der Bar des «Storchens» den Hoteldirektors kennen, seit fünf Jahren sind sie verheiratet. Beide haben Nachwuchs aus erster Ehe. Inna Arnold ist heute Unternehmerin. Ihre Firma Your Exclusive Solution organisiert alles für den anspruchsvollen Gast. Die besten Internate für die Kinder, Luxushotels, Privatjets, exklusive Business-Kontakte. Alles, was der Mensch so braucht.

Dass man Stil hat, zeigten die Arnolds, als sie erstmals russischen Silvester im «Storchen» organisierten. Ljuba Manz, der Urmutter der Russischen-Silvester-Partys in Zürich (im Hotel «St. Gotthard» feiert man seit Jahrzehnten), erwächst da ernstzunehmende Konkurrenz.

Man tanzte zu russischer Discomusik bis in den Morgen. Jörg Arnold flog am nächsten Tag nach Sibirien, eine Woche Abenteuerreise mit seinem ältesten Schulfreund aus Uri.

Gratian Anda, Besitzer des Hotels «Storchen», war nicht da. Der Chef der IHAG Holding, Sohn von Hortense Anda-Bührle und Pianist Géza Anda, ist Honorarkonsul von Ungarn. Demnächst kommt ein Buch über Honorarkonsuln in der Schweiz heraus («Hüter der Ehre», Stämpfli-Verlag, Bern). Die Autorin Gisela Tobler porträtiert zwanzig von ihnen, darunter «Dolder Grand»-Besitzer Urs E. Schwarzenbach, Honorarkonsul der Mongolei. Anda ist nicht drin. Er gab der Buchautorin zwar ein Interview, hat aber das Recht auf Publikation zurückgezogen.

Auch da: alt Stadtpräsident Elmar Ledergerber, der mit Beatrice Stoll, Leiterin Literaturhaus, endlich *Miss Right* gefunden hat. Die beiden gehen auf eine Reise nach Indien. So ist Stoll nicht da heute Abend, wenn der in Paris lebende Schriftsteller Paul Nizon im Literaturhaus liest. Hier kümmert sich Tochter Valerie, die mit einem russischen Wissenschaftler verheiratet ist, um Nizon, sonst reist er mit seiner Ex. Der mittlerweile achtzigjährige Nizon hatte immer ein Faible für schöne Frauen. Die Extravaganteste ist Odile, die 26 Jahre jüngere Französin vom Mont Saint-Michel (auf Facebook zu bewundern), die er 1982 heiratete. Sie verliess ihn, wollte noch etwas haben vom Leben und von der Freiheit. Sechs Jahre blieb sie weg, dann kam sie zurück und wollte ihn wieder heiraten. Aber Nizon, sogar mit achtzig, ist nicht so leicht zu kriegen. Vorläufig darf sie ihn nur auf seinen Reisen begleiten.



Konkurrenz: Hotel-Besitzerin Manz.

In der letzten Ausgabe gab es unter dem Titel «Kronenhalle» bricht mit Traditionen» eine Fehlinformation. Marc Bernet, der heute im benachbarten Café «Odeon» arbeitet, wurde von der «Kronenhalle» nicht entlassen, er hat das Unternehmen auf eigenen Wunsch verlassen. Wir bitten Herrn Bernet in aller Form um Entschuldigung.

Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)



## Meine Lehrstunde

Unser Kolumnist lernt einen Kollegen kennen und lernt von einem SVP-Politiker. Zudem urteilt er, wieder einmal, streng. Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in St. Moritz. Zuvor fand in Zürich, im Restaurant «Kindli» (das ich auch empfehle, weil es dort fein riecht – Duftkerzen von Geodesis), das *Weltwoche*-«Neujahressen» statt. Wenn man nicht richtig zu der Redaktion gehört, wie MvH, nimmt man einen Tisch, an dem noch keiner sitzt. Ein Kollege, den ich in den vergangenen siebzehn Jahren (ich schreibe seit 1994 für die *Weltwoche*) bloss ein paarmal gesehen habe, setzte sich auf den Platz neben mir und stellte sich vor: **Urs Paul Engeler**. Danach stellte sich der, der in der Zwischenzeit ebenfalls an meinen Tisch gekommen war, vor: **Roger Köppel**. Das war nicht ernst gemeint, mein Verleger und ich kennen uns. Engeler fragte, wer wem das Du anbieten dürfe – der Ältere dem Jüngeren oder der Wichtigere dem anderen? Das fand ich nett, sagte aber dennoch: «Der Ältere» (er ist 65, jetzt duzen wir uns, ich mag ihn). **Alex Baur**, dessen Artikel ich lese und gut finde, sass rechts von mir; über seine Kleidung schreibe ich nichts dieses Mal, weil Witze durch Wiederholung nicht besser werden.

Weiter hatte ich eine Einladung zu dem «Winter-Season-Opening» der Miles Davis Music Lounge im «Kulm» in St. Moritz (zirka vierzig Konzerte, donnerstags bis samstags). Mit Festival da Jazz-Direktor **Christian Jenny** bin ich, nur zum Sagen, bekannt seit Anfang neunziger Jahre (er hielt damals einen Auftritt von George Gruntz im Haus der Kirchgemeinde Witikon ab, glaube ich). Wir trafen uns im «Riesbächli» in Zürich, wo in der

Mehrheit mittelalte Männer essen gingen, die die Kosten von der Firma rückerstattet erhielten... *Those were the days*, ich meine, heute muss man Chefredaktions-Mitglied sein und den Präsidenten der Nationalbank treffen, damit man in ein «Gault Millau»-Restaurant einladen darf (ausser man arbeitet für die *Weltwoche*); damals war die Ausgangslage «Vollontär befragt jüngsten Konzertveranstalter des Landes» gut genug (für den *Sonntagsblick* wenigstens).

Das Essen im Restaurant mit Namen «K» im «Kulm» verbrachte ich zwischen **Daniela Spuhler-Hoffmann** und **Karin «Prinzessin» zu Schaumburg-Lippe** sitzend. Viel gelernt habe ich von **Peter Spuhler**. Er fragte: «Wie wird man Prinzessin?», und Karin (*née Grundmann*), mit der ich zuvor nicht bekannt war, antwortete, verkürzt, dass Waldemar Prinz zu Schaumburg-Lippe sie geheiratet habe vor einigen Jahren und sie seither, obwohl von ihm geschieden, sich so nennen dürfe. Keine *breaking news*, ich weiss, aber ich wusste bisher nicht, wie man diese Frage stellen kann, dass alle am Tisch verstehen: «Wie wird eine wie du Prinzessin?» (alle ausser die, die es angeht). Danach spielte «*Hammond organ-Gigant*» (Einladungstext) **Joey DeFrancesco**; über den Auftritt schreibe ich nicht, weil ich Jazz nicht besonders mag und nichts davon verstehe. Und weil ich bereits einen Bericht über ein Konzert von ihm veröffentlichte, im *Blick*, vor Jahren, als ich Jazz-Kritiker der Zeitung war (ich hatte bei der Redaktionskonferenz gewusst, wer Ornette Coleman war – als Einziger).

Am folgenden Tag respektive Abend fand die Swiss-Award-Gala statt (im Hallenstadion in Zürich Oerlikon). Vergangenes Jahr schrieb MvH darüber in dieser Spalte: ««Groundhog Day» («Und täglich grüsst das Murmeltier»). Sie wissen schon, ein zynischer TV-Wetteransager sitzt in einer Zeitschleife fest, er durchlebt alpträumhaft wieder und wieder denselben Tag, den Tag des Murmeltiers; Wikipedia.» Dieses Jahr schreibt er: Die Ausstrahlung der Veranstaltung lässt nach. Ich denke, das hat weniger mit **Roger de Weck** zu tun, dem Generaldirektor der SRG, mehr mit «Und täglich grüsst das Murmeltier». Was ich sagen will: Jedes Volk hat die Berühmtheiten, die es verdient (und wir haben, zudem, wenig neue). An die Gala, die heuer zum zehnten Mal abgehalten wurde, fahren nicht einmal mehr alle, die einen Award bekommen könnten (Peter Spuhler, Nominierter der Kategorie Wirtschaft, blieb in St. Moritz; Gewinner: Carl Elsener, Präsident und Delegierter des Verwaltungsrats Victorinox). «Schweizer des Jahres», nebenbei, wurde **Didier Cuche** (er fuhr auch nicht hin).

Den MvH-Mobilitäts-Award würdigen **Bastien Girod** (NR, Grüne) und **Ellen Tkatch**, seine Verlobte, gut aussehend sowie rothaarig, verdienen – sie waren am Vorabend ebenfalls in St. Moritz im «Kulm» gewesen.

## Gesellschaft

# Getrenntes Glück

Von **Beatrice Schlag** — Ein Paar trennt sich. Wem bleiben welche Freunde?

Es kommt eher selten vor, dass man mit einem Mann und einer Frau, die ein Paar sind, gleichermaßen befreundet ist. Meist kennt man einen der beiden länger oder versteht sich mit ihm



oder ihr auf Anhieb besser. Aber da Beziehungen etwas Geheimnisvolles sind, entdeckt man oft Glück, wo man es nicht vermutet hätte. Die beiden, die erst so wenig gemeinsam zu haben schienen, sind unübersehbar froh miteinander. Und derjenige, den man erst für ziemlich unpassend hielt für den andern, wächst einem überraschend ans Herz.

Dann lassen sich die beiden scheiden. Beide erzählen getrennt Geschichten über das Warum. Und die Geschichten sind, anders als bei Schwarzeneggern, meist so, dass man nur einen schwachen Impuls hat, sich für die Eine oder den Anderen zu entscheiden. Sie haben beide gute Gründe. Und weil Beziehungen etwas Geheimnisvolles sind, zweifelt man ohnehin, ohne die beiden für Lügner zu halten, ob die nachvollziehbaren Gründe, die sie nennen, die wirklichen sind. Oder ob die wirklichen mit Sehnsüchten nach grossen Gefühlen zu tun haben, die schwer einzugestehen sind, vor allem sich selber.

Jedenfalls möchte man beide als Freunde behalten. Und man denkt, das ist kein Problem. Aber Trennungen und Scheidungen machen aus Menschen nicht nur temporär trostlose Bündel, sondern manchmal auch totalitäre Wesen. «Es tut mir leid, aber ich kann dich nicht sehen, solange du weiterhin mit ihr sprichst», sagte ein Mann während der Scheidung, mit dem ich jahrelang eng befreundet gewesen war. Es war kein Scheidungskoller. Er hat nie mehr von sich hören lassen und auf keinen Anruf geantwortet. Dasselbe von Frauen: Dass man ihren Ehemaligen nicht aus der Freundesliste gestrichen hatte, ist der Grund für rabiate Kontaktsperren.

Trennungen tun weh, die Welt wird schwarzweiss. Und wer mit Grautönen kommt, ist erst einmal ein Feind. Wir waren alle schon einmal da, in Beziehungs- und anderen Konflikten. Paradoxerweise wird man nach einem grossen Knatsch in Politik und Geschäft irgendwann wieder versöhnlich. Und ausgerechnet da viel seltener, wo einmal richtiges Glück war.

## Der Blick des Fremden

Von Peter Rüedi



Wer hat die Schweiz erfunden – für den Tourismus? Die Engländer, zu Beginn des vorletzten Jahrhunderts. Wer leitete die Renaissance, nein: überhaupt die Geburt des Tessiner Weinbaus auf einem überregionalen Niveau ein? Deutschschweizer Winzer, ab den achtziger Jahren. Wem haben wir es zu verdanken, dass wir uns eine nordspanische D.O. mit dem zungenbrecherischen Namen Calatayud merken müssen? Weinmachern, die von auswärts in die Urzone der Garnacha kamen, in das strenge Land westlich von Saragossa. Von den drei Saragossa-D.-O. (die andern: Campo de Borja, Cariñena) ist Calatayud die jüngste. Um hinter dem Hergebrachten das Potenzial zu entdecken, brauchte es den fremden Blick der Zugereisten.

Einer von denen ist Norrel Robertson, Master of Wine, aus dem für Weinbau eher entlegenen Landstrich Schottland. Der fliegende Schotte (tatsächlich nennt er seinen Betrieb so: El Escocés Volante, The Flying Scotsman) suchte lange nach dem idealen Terroir und fand es in hochgelegenen Schieferböden (bis zu 1000 m ü. M.!) rund 200 Kilometer westlich des ungleich renommierteren Priorat. Kontinentales Klima: heisse Sommer, kalte Winter, glühende Tage, frische Nächte. Solches Gefälle, geringer Ertrag (auch wegen 80- bis 100-jähriger Reben), andererseits ein grosszügiger Umgang mit den natürlichen Voraussetzungen (ein geringerer Alkoholgehalt liesse sich nur mit einer Lese vor der phenolischen Reife bewerkstelligen) prägen den Charakter von «El Puño». Der reicht nicht nur den noblen Verwandten aus dem Priorat das Wasser (zu ungleich günstigerem Preis, versteht sich), er hält auch locker den Vergleich zur Upperclass von der unteren Rhone aus, den Châteauneuf-du-Pape. Nichts Mastig-Öliges. Der Alkohol, wunderbar durch eine gesunde Säure konterkariert, ist kaum spürbar. Kein Barrique-Vanille. Will sagen: Bühne frei für ein wirklich hinreissendes Aromenspiel, schwarze Früchte und Himbeeren, Kräuter aller Art, etwas Harz. Ein scharfes Profil, aber ganz ohne klirrende Tannine. Schnell anschaffen. Bevor alle merken, was der Wein wirklich wert ist.

El Escocés Volante (Norrel Robertson): El Puño 2007. 15%. Gerstl, Spreitenbach. Fr. 38.–. www.gerstl.ch

## Ohne Falten italienisch duften

Von Jürg Zbinden

1 — Mit «Baume de Beauté 14» lanciert Carita jetzt eine handliche Variante seines Klassikers «Fluide de Beauté 14». Die reichhaltige SOS-Aufbaupflege für Gesicht, Körper und Haar konzentriert die Pflegeeigenschaften des Schönheitselixiers von Carita in einem Balsam, der sich in der kleinen, leichten Tube überallhin mitnehmen lässt. Damit kann sich die Dame von Welt auch unterwegs eine Portion Luxuspflege gönnen. «Baume de Beauté 14» (20 ml) ist ab sofort für etwa Fr. 32.– in Carita-Depots erhältlich.

2 — Die «collezione privata» von Pal Zileri ist klassisch italienisch. Die Verpackung orientiert sich am Art déco und an geometrischen Designs der dreissiger Jahre. Zudem enthält jeder Duft ein maskulines Pocket-Seidentüchlein. Die Linie umfasst ein Duftquartett, das in jeweils zwei Grössen – 50 oder 100 ml – erhältlich ist. «Cashmere e Ambra», getragen zu einem Schal oder einem Kaschmirpullover, enthält in der Kopfnote Orange, Bergamotte, Basilikum sowie einen feinen Safranakkord. Herznote: Jasmin, Muskat und Ingwer. Basisnote: Patschuli, weisser Moschus und Vetiver. «Blu di Provenza» passt perfekt zu einem Prince-of-Wales-Anzug mit seinem leicht minzigen Touch von Lavendel. «Colonia Purissima» schliesslich gefällt mit strahlenden Zitrusnoten in Kombination mit grünen und würzigen Akzenten. 50 ml kosten jeweils Fr. 89.–, der 100-ml-Flakon hat einen Preis von Fr. 124.–. Im ausgewählten Fachhandel.

3 — Das Zippo-Feuerzeug ist ein Sammlerobjekt. Der üppige Duft im Zippo-Flakon verspricht ein reiches Bouquet aus Cashmere Wood, Patschuli und geräuchertem Vetiver aus Haiti. Das Eau de Toilette Natural Spray inklusive Refill kostet Fr. 92.–. Ausserdem umfasst die Zippo-Duftlinie ein After Shave Balm, ein Aerosol-Deo sowie ein Body & Hair Wash. Im Fachhandel.

4 — «Capture XP» bürgt für die neue Anti-Falten-Pflege von Dior. Das Serum soll die haut-eigene Produktion von Hyaluronsäure anregen. Davon hat die Haut ab vierzig die Hälfte verloren. Die Linie, die ab dem 7. März im Kosmetikfachhandel erhältlich sein wird, baut auf drei verschiedene Pflegeprodukte: das abgebildete Serum sowie zwei Cremes. Der Preis des Serums beträgt Fr. 165.50.



1



2



3



4

Thiel

## Das Geld der anderen

Von *Andreas Thiel* — Politiker auf der Couch. Die Griechen haben nicht nur die Demokratie erfunden, sondern auch das wirksamste Gift gegen die Demokratie: die Politiker.

**Psychiater:** Wie fühlen Sie sich heute?

**Politiker:** Ich fühle mich so minderwertig.

**Psychiater:** Warum fühlen Sie sich minderwertig?

**Politiker:** Ich werde von niemandem ernst genommen.

**Psychiater:** Aber Sie sind doch ein hoch angesehener Mensch.

**Politiker:** Nur die Dümmeren bewundern mich.

**Psychiater:** Wie kommen Sie auf diesen Gedanken?

**Politiker:** Ich weiss es nicht. Es ist nur so ein Verdacht.

**Psychiater:** Ein Gefühl?

**Politiker:** Ja. Ich kann schon gar nicht mehr schlafen.

**Psychiater:** Warum können Sie nicht mehr schlafen?

**Politiker:** Weil mich das schlechte Gewissen plagt.

**Psychiater:** Wessen beschuldigen Sie sich denn?

**Politiker:** Ich lüge, um wiedergewählt zu werden.

**Psychiater:** Und woher kommt dieser zwanghafte Wunsch, wiedergewählt zu werden?

**Politiker:** Es ist nur das Geld.

**Psychiater:** Sie brauchen Geld?

**Politiker:** Geld zum Leben, das

auch, ja. Aber es ist nicht nur die gute Bezahlung in der Politik. Es ist die Macht über das Geld.

**Psychiater:** Macht?

**Politiker:** Ja, die Macht, anderen Geld wegzunehmen, und damit dann zu tun, was mir wichtig erscheint.

**Psychiater:** Und was ist Ihnen wichtig?

**Politiker:** Dass ich wiedergewählt werde.

**Psychiater:** Aber Sie tun doch mit dem Geld der anderen auch Gutes.

**Politiker:** Ja, das sage ich mir auch immer. Aber wenn ich ehrlich zu mir selbst bin, dann muss ich zugeben, dass ich bei der Verwendung der Gelder letztlich immer meine Wiederwahl im Auge habe.

**Psychiater:** Aber wenn Sie nicht wiedergewählt würden, dann könnten Sie ja nicht mehr über die sinnvolle Verwendung der Gelder wachen.

**Politiker:** Auch das sage ich mir immer wieder: Nach der Wahl werde ich ein ehrlicher Mensch. Aber kaum sind die Wahlen vorbei, bange ich um die nächste Wiederwahl.



**Psychiater:** Man müsste Politiker auf Lebenszeit wählen.

**Politiker:** Das wäre schön. Aber ich glaube nicht, dass dies an meinem Verhalten etwas ändern würde.

**Psychiater:** Nein?

**Politiker:** Nein. Ich behaupte natürlich immer, ich wolle die Welt verbessern. Aber seien Sie ehrlich, Herr Doktor, ist die Welt verbessert, wenn man den anderen Geld wegnimmt und es für die eigenen Zwecke braucht?

**Psychiater:** Vielleicht, wenn diese Zwecke der Allgemeinheit dienen. Denken Sie an die Sozialwerke.

**Politiker:** Das sage ich mir ja auch immer, aber es ist gelogen.

**Psychiater:** Gelogen?

**Politiker:** Ja, ich behaupte das, um Wählerstimmen zu gewinnen.

**Psychiater:** Dienen die Sozialwerke denn nicht der Allgemeinheit?

**Politiker:** Ist es sozial, wenn man Arbeitern die Hälfte ihres Lohnes wegnimmt, sich selbst davon ein Mehrfaches ausbezahlt und den Rest dann auch noch jemandem gibt, der einen dafür wiedergewählt?

**Psychiater:** Das geht mathematisch nicht auf. Sie können nicht jemandem etwas wegnehmen,

ein Mehrfaches davon behalten und den Rest auch noch verschenken.

**Politiker:** Doch. Genau das kann ich.

**Psychiater:** Wie machen Sie das?

**Politiker:** Ich verschulde den Staat.

**Psychiater:** Sie nehmen den Wählern nicht nur ihr Geld weg, sondern Sie machen in deren Namen auch noch Schulden?

**Politiker:** Ja.

**Psychiater:** Ihre Wähler scheinen tatsächlich recht dumm zu sein.

**Politiker:** Deswegen fühle ich mich ja auch so minderwertig.

**Andreas Thiel**, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist. Der gebürtige Berner lebt in Indien.



**13.50**

**Cornalin du Valais AOC  
Fleur du Rhône, 75 cl**

Coop verkauft keinen Alkohol an Jugendliche unter 18 Jahren. Erhältlich in grösseren Coop Supermärkten und unter [www.coopathome.ch](http://www.coopathome.ch)

## Für fruchtigen Weingenuss aus dem Wallis.

Diese Walliser Weinspezialität überzeugt mit ihrer intensiven Fruchtigkeit, die an Kirschnoten und Veilchenduft erinnert. Der Auftakt im Gaumen ist sanft und weich. Der Wein besitzt einen harmonischen Körper mit ausgeprägter Beeren- und Kirschfrucht und präsentiert eine schöne aromatische Länge und eine ausgewogene Struktur. Passt besonders gut zu Bündnerfleisch, Carpaccio vom Rind, Berner Platte und milden Käsesorten.

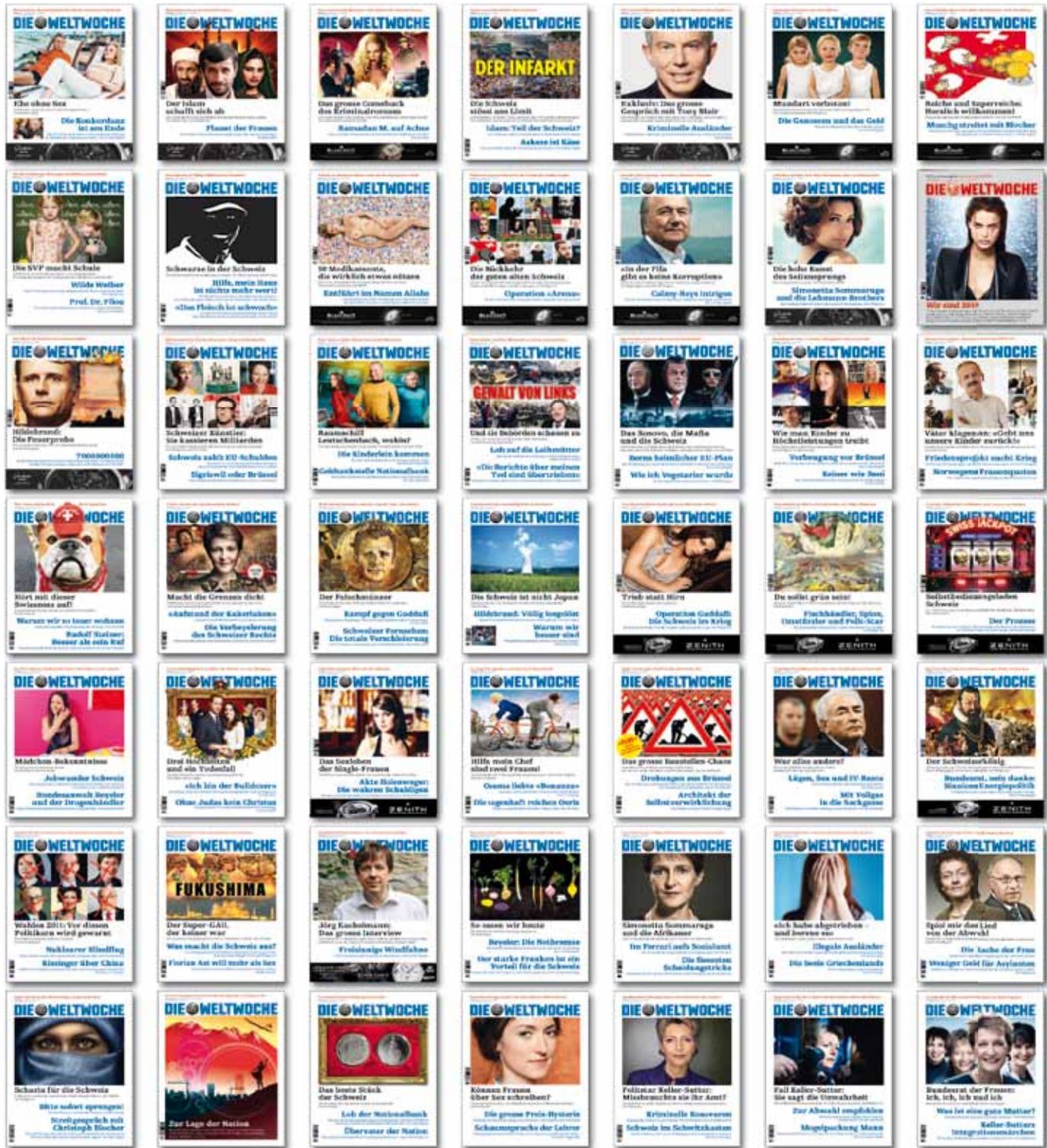
**Für jeden Anlass den passenden Wein.**

**coop**

Für mich und dich.

# Anders, als Sie denken.

Mehr Durchblick, mehr Recherche, mehr Vielfalt.



Bestellen Sie jetzt ein Probe-Abonnement à 10 Ausgaben für nur Fr. 40.–.

Telefon 043 444 57 01, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch oder unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo).



Auto

## Liebling der Massen

Der Range Rover Evoque beweist, wie wichtig Äusserlichkeiten sind. Er ist nicht nur deshalb das Auto des Jahres. *Von David Schnapp*

**K**urz vor Jahresende erreicht uns folgende Nachricht von Land Rover Schweiz: «Seit der offiziellen Einführung des neuen Range Rover Evoque Ende September sind bereits über 1400 Kundenverträge durch die offiziellen Land-Rover-Vertragspartner generiert worden, und über 400 Range Rover Evoque sind bereits auf den Schweizer Strassen zu sehen.» Das ist ein Rekordresultat und bestätigt, was man seit der Vorstellung der Studie LRX 2008 in New York ahnen konnte: Der kleine Range ist ein Liebling der Massen, das Allradauto der Herzen und für den englischen Her-

steller ein Glücksfall in einem nicht ganz einfachen Geschäftsjahr.

### Maximale Aufmerksamkeit

Dabei stellen wir fest: Der Evoque ist kein neues Auto, es ist im Wesentlichen ein Freelander 2, den man chic gemacht hat für Leute, die Wert auf die richtige Jeansmarke und das Design ihrer Sonnenbrille legen. «The Power of Presence» lautet der Werbespruch für den Evoque, er ist wahr wie selten ein Werbespruch. Wer im kleinen Lord unterwegs ist, bekommt maximale Aufmerksamkeit.

Genial ist der Einfall, den Evoque auch als zweitüriges Coupé zu bauen. Das ist zwar nicht praktisch, sieht aber gut aus, wie sich bei unserem Testwagen schon auf den ersten Blick zeigt: In strahlendem «Fuji White» steht er auf markanten 19-Zoll-Felgen da, als Kontrast gibt es ein Dach in Schwarz (Fr. 740.-), und das Interieur gehört zum Schönsten, was es in dieser Preisklasse zu kaufen gibt. Und hervorragend verarbeitet ist es ausserdem.

Ab Werk sind fünf verschiedene Designs zu haben, «Spirit», in unserem Fall, bietet braune

Ledersitze, die kontrastiert werden mit einer lederbezogenen Oberseite der Armaturentafel in «Espresso» sowie einer dritten Lederfarbe («Ivory») im Mittelteil des Armaturenrägers sowie in den Türen. Das wirkt wie eine italienische Sofalandschaft zu Hause im Wohnzimmer, und Land Rover folgt dem Trend zur Individualisierung, in dem Marketingleute die Zukunft des Automobils sehen.

Als Fünftürer ist der Evoque ein schönes Fortbewegungsmittel für eine kleine Familie. Der Innenraum ist geräumiger, als es die geduckte Form von aussen erahnen lässt. Wenn vier Erwachsene hingegen in das Coupé steigen wollen, kommt es zu wenig eleganten Verrenkungen beim Einstieg auf die hinteren Plätze, und die Beinfreiheit ist im Fond gering.

Umso schöner sitzt es sich vorne, das klassische Land-Rover-Cockpit wurde aufgefrischt, das Navigations- und Unterhaltungssystem leicht überarbeitet, und der Evoque bekommt das schöne Lenkrad aus dem Jaguar XJ. Wir waren mit dem stärkeren, etwas knurrigen SD4-Turbodieselmotor unterwegs (190 PS), der den Evoque angemessen bewegt, aber leider eine kleine Anfahrtsschwäche hat.

Fazit: Beim Evoque wurde fast alles richtig gemacht. Und trotz seines geschneigelten Äusseren steckt in seinem Inneren ein robuster britischer Kern. Man kann mit diesem Auto auch in den Dreck – selbst in Designerjeans.

### Range Rover Evoque Coupé Prestige SD4

Leistung: 190 PS, Hubraum: 2179 ccm

Höchstgeschwindigkeit: 195 km/h

Preis: Fr. 62 100.-

RR Evoque: ab Fr. 44 700.-



## Stark genug

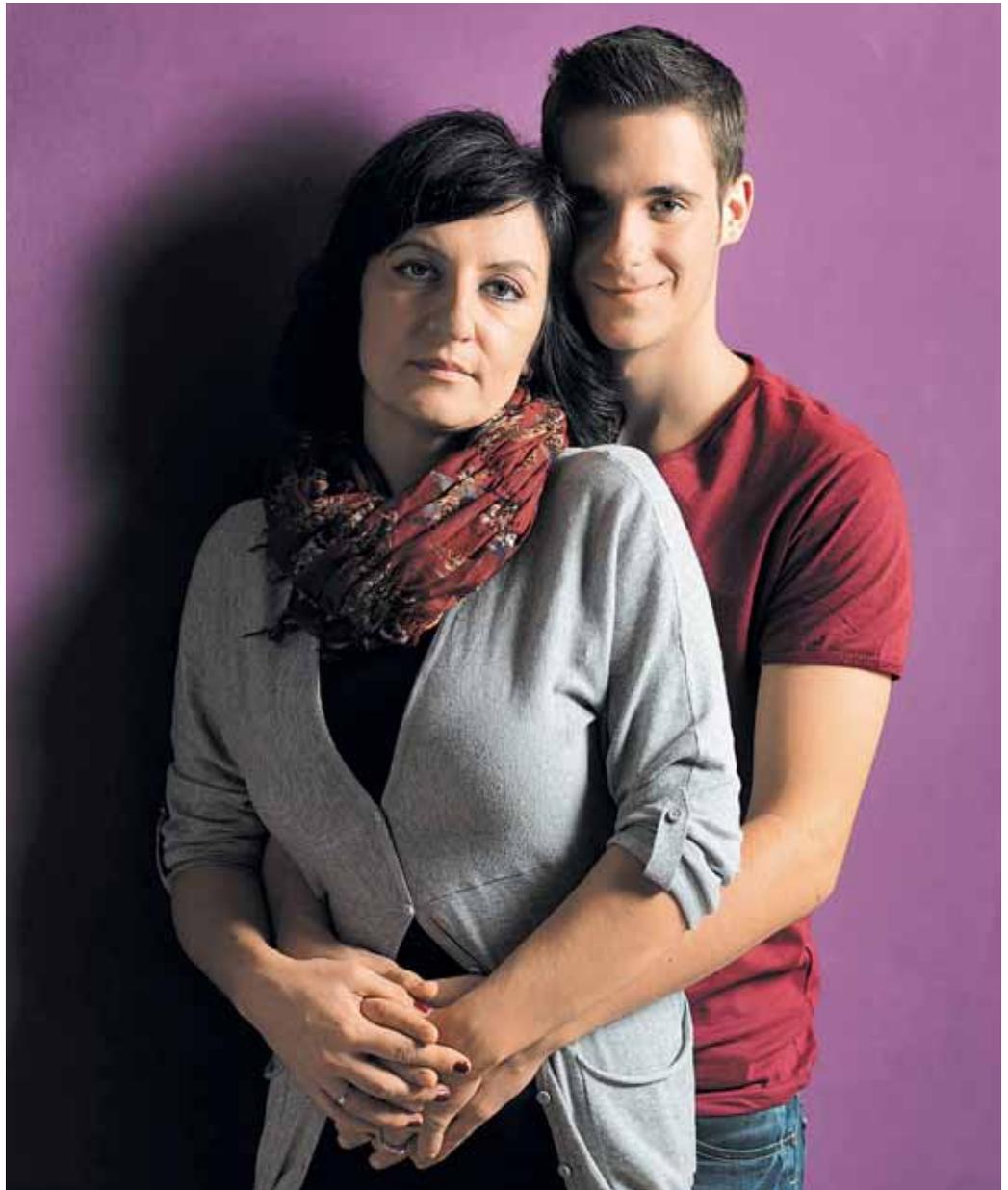
Ihre illegale Liebe sorgte weltweit für Schlagzeilen. In der letzten Ausgabe berichteten die Handballtrainerin Renata Juras, 43, und der Schüler Ervin Unterlechner, 15, wie sie sich kennengelernt hatten. Jetzt erzählen sie, wie sich ihre Beziehung weiterentwickelt hat.

**Renata:** Über das Scheitern meiner Ehe hatte ich mir Jahre zuvor nächtelang den Kopf zerbrochen und gelangte zur Einsicht, dass mich der Vater meiner Töchter einfach nicht stark genug geliebt hatte. Beim dreizehnjährigen Ervin war eine tiefe und verbindliche Liebe spürbar, die er für mich – eine über vierzigjährige Frau – empfand. Nach dem ersten Kuss bemerkte ich, wie er mich im Training jeweils bewundernd ansah, und zum ersten Mal in meinem Leben bewunderte auch ich einen Mann: Ervin. Er ging mit der Situation von Anfang an souveräner um als ich, verhielt sich furchtlos und selbstbewusst. Er gab mir Stärke, wo ich schwach war, und relativierte meine Bedenken und Ängste.

**Ervin:** Ich dachte nicht so viel nach wie Renata, sondern war einfach nur sehr glücklich. Mit dem Sex hätten wir genauso gut warten können, bis ich vierzehn war, aber in dieser totalen Verliebtheit kam es anders. Renata war meine erste Frau, aber sie hat mich weder verführt noch in die wahnsinnigsten Tricks eingeweiht, wie geschrieben wurde. Unser Liebesleben ist romantisch und normal, so wie bei tausend anderen Paaren auch.

**Renata:** Mein Herz erlag schlussendlich meinem Verstand, so einfach ist es manchmal. Natürlich weiss man intellektuell, was die selbsternannten Experten im Nachhinein nicht zu Unrecht von mir erwartet hätten: dass man sich als ältere Person in einer solchen Situation kontrollieren muss, egal wie gross und wild die Gefühle sind. Es gelang mir nicht, und tief in mir drin wusste ich, dass dieser Fehler Konsequenzen nach sich ziehen würde. Sich in einen Minderjährigen zu verlieben, ist nicht kriminell, das andere schon. Später geschah viel, aber enttäuscht hat mich eigentlich nichts. Wichtig war nur, dass die Freunde und die Familie tolerant reagierten. Manche verstanden die Liaison nicht – aber sie standen trotzdem hinter mir.

**Ervin:** Andere taten, als hätten sie nichts dagegen, und agierten böswillig im Hintergrund. Das Treffen mit meiner Mama lief supergut,



«Wir verbringen jede freie Minute miteinander»: Juras (l.), Unterlechner.

die beiden Frauen verstanden sich eigentlich wie Freundinnen, und mein Stiefvater benahm sich auch friedlich, motzte nicht, stellte keine blöden Fragen, obwohl klar war, dass sich seine Begeisterung in Grenzen hielt.

**Renata:** Ich erinnere mich, als wenn es gestern gewesen wäre: Ervin rief mich an und sagte, er habe eine Vorladung vom Jugendamt erhalten. Ich wusste sofort, worum es ging. Er war in Panik: um mich. Ich sagte: «Sag einfach die Wahrheit. Erzähl die Geschichte so, wie alles passiert ist.» Angst hatte ich jetzt keine mehr, denn ich wusste bereits, dass unsere Liebe stärker sein würde als alles, was kommen könnte. Später erfuhren wir, dass Ervins Stiefvater Anzeige erstattet hatte.

**Ervin:** Renata verlor ihre Arbeit, nachdem der Fall bekannt wurde, und weil sie vor Gericht erscheinen musste und verurteilt wurde, ging eine öffentliche Hetzjagd los. Das Gute war, dass wir uns nach dem Prozess nicht mehr ver-

stecken mussten, weil ich mich nun nicht mehr im Schutzalter befand.

**Renata:** Im Nachhinein gesehen haben Hindernisse und Hürden keinen Einfluss auf unsere Liebe gehabt, nicht im negativen, aber auch nicht im positiven Sinn. Heute geniessen wir die legale Situation. Ich lebe im gleichen Haus wie mein Liebster, allerdings in einer separaten Wohnung. Angst, dass sich Ervin viel später in eine jüngere Frau verlieben könnte, habe ich nicht, weil ich ihm vertraue.

**Ervin:** Wir verbringen jede freie Minute miteinander und leben einen Alltag wie viele andere verliebte Paare auch. In der Zwischenzeit wechselte ich die Schule, ich besuche jetzt eine höhere technische Anstalt für Hochbau. Ich will meine Ausbildung zügig beenden und ins Erwerbsleben einsteigen. Auch, damit ich meiner Verlobten nach der Hochzeit etwas bieten kann.

Protokoll: Franziska K. Müller

Bis Konstrukteur und Designer Johann Munz aus einem Klassiker einen modernen Klassiker gemacht hatte, wollte er nicht ruhen.



## Warum sollte Ihr Berater ebenso auf *Details* achten wie der Schweizer Designer Johann Munz?

Die SIGG-Trinkflaschen waren schon immer beliebt.

Aber erst als Johann Munz ihr Design mit dem genial einfachen Ringverschluss perfektionierte, wurden sie endgültig zum Kultobjekt.

Dieses Streben nach ständiger Weiterentwicklung sollten Sie auch von Ihrem Berater erwarten können.

Darum unterstützen und beraten wir Sie ebenso unermüdlich und engagiert in sämtlichen finanziellen Angelegenheiten.

Und bis Sie davon überzeugt sind, dürfen Sie sich auf eines verlassen:

150  
Jahre

*Wir werden nicht ruhen*



[www.ubs.com/wirwerdennichtruhen](http://www.ubs.com/wirwerdennichtruhen)